Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 5.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./I./44 gültig.

S. I. A. P.
BIBLIOTECA COMUNALE
UDINE
VIA BARTOLINI
SVZJ

DEUTSCHE A-ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest. In Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 62 - Jahrgang 2 | TRIEST, Sonntag 4. März 1945 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Peinliche Überraschung

GENF

Das gewaltige militärische Geschehen im Osten und Westen verleite die Menschen dazu, das Wesentlichste ausser acht zu lassen, schreibt Kapitän Acworth im «Catholic Herald». Die anglo-amerikanische Propaganda glaube besonders klug vorzugehen, indem sie das deutsche Volk auffordere, zu kapitulieren, weil es sich davon einen schnelleren Sieg über die deutschen Waffen verspreche. Sie vergesse, dass das nicht nur unwahr sei, sondern dass dies auch als eine militärische Besorgnis der Alliierten ausgelegt werden könne. Der Bär sei noch lange nicht erlegt. Die letzte peinliche Ueberraschung des wieder aufflammenden U-Boot-Krieges mache das besonders klar. Der Mangel an Schiffsraum, eine ernste Sorge für die Alliierten, stelle einen nicht zu unterschätzenden Faktor in der allgemeinen Lage dar, die die Deutschen soviel wie möglich auszunutzen bestrebt seien.

Jeder Meter im Westen wird zäh verteidigt

Zunehmende Erbitterung der Schlacht am Niederrhein - Neue hohe Verluste des Feindes auch im Osten

BERLIN

Im Nordteil der Westfront fliessen die feindlichen Angriffe zwischen Goch und der Urftalsperre immer mehr zu einer einheitlichen Operation zusammen. Aus dem Raum von München-Gladbach griff die nordamerikanische Neunte Armee mit ihrer Masse weiter nach Norden und Nordosten an. Die kanadische Erste Armee verschärfte ihren Druck in Richtung auf Xanten, und britische Kräfte begannen am Freitag auch in der Mitte unseres bis an die Maas reichenden Frontvorsprungs von Venlo aus in Richtung auf Geldern vorzudringen.

Zwischen Emmerich und Düsseldorf konzentrierte die kanadische Erste Armee am Freitag ihre schweren Angriffe auf den Reichswald. Schwere Stösse erfolgten an und beiderseits der Bahnlinie Goch-Xanten. Nur unter sehr hohen Verlusten konnte der Feind an der Bahn und am Südwestrand des Forstes Boden gewinnen. Unsere immer wieder zu Gegenangriffen übergehenden Truppen riegelten die Einbrüche ab.

Die aus dem Raum von Venlo engreifenden Kräfte drängten nach Nordosten gegen die Niers-Niederung und die östlich von ihr liegende Strasse Krefeld-Geldern. Um die Niers-Uebergänge und in den Waldungen auf dem Ostufer der Niers wurde auch bei Nacht hart gekämpft. Die amerikanische Neunte Armee verstärkte ihren Druck zwischen Venlo und Düsseldorf nach Norden. Mit ihrem linken Flügel schob sie sich an den Oberlauf der Niers heran und stiess mit starken Panzerkräften von Westen und Süden gegen Krefeld vor. Im Südteil von Krefeld sind heftige Strassenkämpfe entbrannt. Der rechte Flügel der Nordamerikaner hielt gleichzeitig seinen Druck bei Neuss aufrecht, wo um die Rhein-Brücke schwer gekämpft wird.

Am Erft-Abschnitt prellten den ganzen Tag schwere Angriffe und Gegenangriffe aufeinander. Nördlich Grevenbroich führten unsere Truppen Flankenstösse gegen den auf Neuss vorgedrungenen Feind. Südlich Grevenbroich und nordöstlich Bergheim verhinderten sie tiefere Einbrüche. An der Bahnlinie Düren-Köln gewannen sie Boden zurück. Zwischen Erft und Urfttalsperre geführte feindliche Angriffe wurden im wesentlichen abgeschlagen.

In der Mitte der Westfront nahm der Druck der nordamerikanischen Dritten Armee in der Eifel und beiderseits Trier noch zu. Es blieb jedoch im gesamten Prüm-Abschnitt bei örtlich begrenzten Kämpfen. Zwischen Bitburg und Trier drängte der Gegner gegen die Kyll und nach Süden in Richtung auf Trier. Die Fortschritte des Gegners blieben auch hier begrenzt. Südlich und südöstlich Trier versuchten die Nordamerikaner ihre vortägigen Einbrüche auszuweiten, wurden aber in schweren Kämpfen aufgefangen. Im Südteil der Stadt wird zur Stunde an der Mosel-Brücke hart gekämpft. Im Rücken des Gegners noch haltende eigene Stützpunkte fesseln starke feindliche Kräfte. Oestlich und südöstlich Saarburg wurde der auch hier mit starken Kräften andrängende Feind ebenfalls in seinen Einbruchsstellen abgeriegelt.

Der Schwerpunkt der sowjetischen Offensive gegen die weitgedehnte deutsche Nordflanke lag auch gestern weiter in dem Einbruchsraum ostwärts Köslin. Obwohl die Bolschewisten nicht weniger als drei gut ausgerüstete motorisierte Korps in diesen Einbruchsraum schleusten, beschränkten sie sich zunächst darauf, die Basis ihrer Operation nach Westen und an der Ostflanke in nördlicher Richtung zu verbreitern. Gegen überlegenen feindlichen Druck haben die deutschen Truppen nach Abwehr zahlreicher Angriffe und unter Abschuss von 72 Kampfwagen neue Stellungen bezogen, vor denen die nachdrängenden Verbände liegenblieben.

Auf den Schlachtfeldern ostwärts Görlitz hat sich die Lage für die im sowjetischen Einbruchskeil stehenden Verbände erheblich verschärft. Die sowjetische Führung hatte beträchtliche Teile der 52. Armee sowie der dritten Garde-Panzerarmee hinter den vorgeschobenen Sturmbataillonen zu einem grösseren Angriffsunternehmen bereitgestellt. Nachdem die deutschen Verbände in dem Eckpfeiler der Front an dem die Stadt Lauban ausgebaut worden ist, sämtliche sowjetischen Durchbruchsversuche vereitelt hatten, traten starke eigene Kampfgruppen beiderseits der Stadt nach schwerem Trommelfeuer zum Gegenangriff an. Geschwader der deutschen Luftwaffe haben die sowjetischen Stellungen, Batterien und Bereitstellungen mit Bomben zugedeckt und damit den Erdtruppen einige Breschen geschlagen, durch die die Panzer vorrollten und überraschend tief in das sowjetische Hauptkampfgelände hineinstiessen. Trotz verschlammter Wege und orkanartiger Schneestürme kamen die Angriffe gut voran. Die Beute an Waffen und Gerät ist noch nicht zu übersehen.

Wie der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht meldet, hat die grosse Abwehrschlacht zwischen der Roer und dem Rhein nach Norden auf den Abschnitt zwischen Kempen und Geldern sowie in den Raum nordwestlich Düsseldorf übergegriffen. Während sich im Abschnitt von München-Gladbach die deutschen Kräfte weiterhin behaupten, konnten starke Verbände der nordamerikanischen Neunten Armee von Südwesten und Süden her gegen Krefeld vordringen. Um den Brückenkopf Neuss wird erbittert gekämpft; der Erft-Abschnitt südwestlich davon wird von unseren Truppen gegen die angreifenden Nordamerikaner gehalten. Zwischen der Erft und dem Roer-Quellgebiet stehen unsere Verbände in heftiger Abwehr gegen den vordringenden Gegner.

Bemerkungen zur Lage

Knappe Feindtonnage

RO. - *Churchill gestand in einer seiner letzten Reden, dass das Tonnageproblem noch immer die heikelste Frage im Lager der Angloamerikaner sei, ja, dass diese Frage in der letzten Zeit noch viel ernster und schwieriger geworden wäre. Eine nähere Begründung gab er nicht. Dazu besteht auch keine Notwendigkeit, denn die Tatsachen, die dabei mitwirken, liegen klar auf der Hand. Der Machthunger und der Imperialismus der Plutokratien liessen diesen Krieg Ausmasse annehmen, die an die Transporteinrichtung unserer Gegner von Tag zu Tag grössere Anforderungen stellen. Die Kampftaktik der fremden Eindringlinge auf unserem Erdteil besteht bekanntlich in der rücksichtslosen Anwendung von ungeheuren Massen schwersten Kriegsmaterials, das sehr umfangreich und schwer zu befördern ist. Dazu kommt, dass die Amerikaner, die nach Europa geschickt werden, ohne recht zu wissen, warum sie hier kämpfen müssen sollen, einen Bedarf an Verpflegung haben, der bedeutend [illegible] als bei anderen Armeen [illegible] mit reichlichem Nachschub an Verpflegung und Ausrüstung halbwegs bei Laune gehalten werden. Das gilt aber nicht nur für die amerikanischen Armeen in der Westfront. Der Krieg brennt oder glimmt auch noch an vielen anderen Stellen, von Island bis Afrika und Indien.*

Und das ist nur eine Hälfte. Die andere, und zwar nach Meinung vieler Amerikaner sogar die grössere, spielt sich im Fernen Osten ab, wo die Vereinigten Staaten ihre ganze Kraft aufwenden, um das ihrem Einfluss entzogene weite Gebiet zwischen Australien und Tschungking-China wieder dem Dollarkapitalismus zu eröffnen. Hier handelt es sich beinahe ausschliesslich um einen Seekrieg mit allen seinen Begleiterscheinungen. Zur Versorgung der vielen Inseln und der tausende Kilometer von der amerikanischen Heimat entfernten Fronten ist eine Flotte von Schiffen notwendig, die mit einer Ladung viele Wochen unterwegs sind.

Die Angloamerikaner haben aber nicht nur die eigenen Fronten zu versorgen. Auch der sowjetische Raum muss von ihnen ausgerüstet und ernährt werden. Man hat in letzter Zeit auf dem Umweg über die südlichen Schiffahrtswege und die persischen Häfen versucht, um der gefährdeten Murmansk-Route auszuweichen. Der erste Versorgungsgeleitzug, der nach langer Zeit wieder über die nördliche Strecke fuhr, wurde auch tatsächlich, wie wir berichteten, angegriffen, und erlitt schwere Verluste. Offenbar handelte es sich in diesem Fall um eine besonders eilige Lieferung an die Sowjets, um deren weitere Offensivbemühungen zu verstärken.

In letzter Linie entstanden dann noch die Anforderungen der Völker, die das zweifelhafte Schicksal hatten, von den erdteilfremden Armeen «befreit» zu werden, befreit aus der natürlichen Gemeinschaft der europäischen Völker und aus den wirtschaftlichen und technischen Beziehungen, die zwischen den Ländern unseres Kontinents bestanden. Diese Völker rufen jetzt um Hilfe und beanspruchen ebenfalls Tonnageraum. Dass sie ihn fast überhaupt nicht bekommen, bestätigt die eingangs erwähnte Feststellung Churchills.

Zu diesen sehr gewichtigen Posten auf der Sollseite des angloamerikanischen Tonnagekontos kommt nun noch der Krieg selbst, der stets Verluste bringt, obwohl die Hauptquartiere in London und Washington behaupten, die Gefahr für den angloamerikanischen Ueberseeverkehr sei bereits überwunden. Es trifft wohl zu, dass die Grossoffensive der deutschen U-Boot-Waffe ausklang, als der Gegner sein Ortungsgerät erfand. Aber auch der deutsche Erfindergeist war inzwischen nicht müssig. Die besorgten Aeusserungen aus Kreisen feindlicher Fachleute lassen erkennen, dass man auch dort sehr klar vermerkt, wie wenig wir aus dem Feld geschlagen sind. Auch heute hören wir im OKW-Bericht wieder von Versenkungserfolgen zwischen Themse und Schelde. Natürlich klingen diese Zahlen nur klein im Vergleich zu früheren Ergebnissen. Sie dürfen aber nicht ohne weiteres mit den damaligen Ziffern verglichen werden. Auch unsere Gegner schöpfen heute trotz aller Neubauten nicht mehr so aus dem vollen Ueberfluss wie vor drei Jahren. Vor allem ist der zu ihrer Verfügung stehende Tonnageraum, wenn er auch durch Neubauten ergänzt und in seinem Umfang noch immer sehr stattlich ist, durch die kolossalen Anforderungen, die an ihn kreuz und quer in aller Welt gestellt werden, bis aufs äusserste angespannt. Gerade in dieser Zeit des widernatürlich hochgeschraubten Weltbeherrschungsfeldzuges ist für die Gegner der Ausfall jedes Schiffes und jeder Nachschubladung, auf die weit entfernt kämpfende Truppen warten, ein Ausfall, der mehr ins Gewicht fällt, als aus den nüchternen Versenkungsziffern zu erkennen ist.

Die Kriegslage in Ostasien

Verlustreiche Kämpfe um die Schwefel-Insel - Japanische Gegenangriffe in Manila - Zunehmender Luftterror

TOKIO

Die Invasionskämpfe auf der Schwefelinsel gestalten sich durch den todesmutigen Einsatz der zahlenmässig unterlegenen japanischen Verteidiger immer mehr zu einer der kostspieligsten Unternehmungen, auf die sich die Amerikaner bis jetzt im Pazifik eingelassen haben. Allein seit Beginn der Landungen bis Ende Februar haben die Amerikaner bei den Kämpfen um die Insel selbst nach amtlichen japanischen Verlautbarungen 13 500 Mann an Toten und Verwundeten verloren. 226 amerikanische Tanks wurden abgeschossen. Zwei feindliche Flugzeugträger, ein Schlachtschiff, ein schwerer Kreuzer, vier Kreuzer, sieben Kriegsschiffe unbekannten Typs und sechs Transporter wurden versenkt. Beschädigt wurden: fünf Kriegsschiffe unbekannter Klasse, 25 Transporter und ein Minensucher. Das Ende der Kämpfe um die Schwefelinsel ist noch in keiner Weise abzusehen. Von ihren drei Marineinfanterie-Divisionen haben die Amerikaner bisher allem Anschein nach kaum die Hälfte gelandet.

Anderseits befinden sich die japanischen Verteidiger noch im Besitz des grösseren Teils der Insel einschliesslich des bergigen Geländes, in dem sie gegen feindliche Luftangriffe und das Feuer amerikanischer Schiffsgeschütze verhältnismässig gesichert sind. Obwohl die amerikanischen Schiffsgeschütze allein täglich bis zu 5 000 Schuss auf die Insel abfeuern, gibt der Gegner selbst zu, dass die Kampfmoral der japanischen Verteidiger, die mit modernsten Waffen ausgerüstet sind, ungebrochen ist.

Ueber die Kämpfe um Manila wird bekannt, dass sich der plötzliche japanische Vorstoss von Osten aus auf Manila sowie die amerikanischen Nachschublinien von der Lingayen-Bucht aus langsam aber unaufhaltsam auszuwirken beginnt. Im Norden von Manila konnten sich die Japaner in den Besitz der Ortschaft Novaliches mit dem Wasserwerk für Manila setzen. Im Nordosten sind ihnen die Orte Maycouyan und Prinsa in die Hände gefallen. Abteilungen der Japaner gelang es, die direkte Verbindung mit den Verteidigern der Kinley-Kasernen herzustellen. Im grossen gesehen ist feststellen, dass die strategische Lage um Manila sich durch das Auftauchen neuer japanischer Streitkräfte grundlegend gewandelt hat.

In Burma spielen sich heftige Kämpfe im feindlichen Brückenkopf von Singu, 65 Kilometer nördlich von Mandalay ab. Westlich von Mandalay unternehmen die Japaner schwere Nachtangriffe auf die feindlichen Stellungen bei Myinmu.

Vom chinesischen Kriegsschauplatz liegen diese Woche keine Meldungen über wichtigere Ereignisse vor.

Der amerikanische Luftterror auf das japanische Mutterland wird mit unverminderter Heftigkeit und fast ununterbrochen fortgesetzt. Am Morgen des 25. Februar wurde der Distrikt von Canto von etwa 600 trägerbasierten Feindflugzeugen angegriffen. Am Nachmittag des gleichen Tages erschienen 130 amerikanische Grossbomber über Tokio und warfen wahllos Bomben durch die Wolkendecke. Eine Anzahl dieser Bomben fiel in die Nähe des Verwaltungsgebäudes der kaiserlichen Stallungen, des Ministeriums für den kaiserlichen Haushalt und der Garde-Kasernen am Eingang des Osiya-Palastes. Mehrere in der Stadt entstandene Brände konnten rasch unter Kontrolle gebracht werden. Der sonstige Schaden wird als gering bezeichnet. Am 27. Februar griffen Verbände von B-29-Bombern das Gebiet von Osaka und Kobe an.

London und Lublin

Bemerkenswerte Aeusserung Edens vor dem Unterhaus

STOCKHOLM

Im britischen Unterhaus gab es noch ein kleines Nachspiel zur Polendebatte, bei dem Eden versuchte, Englands Stärke zu demonstrieren und so zu tun, als ob es noch einen englischen Standpunkt und eine englische Aussenpolitik gäbe. Eden erklärte nämlich, Churchill und er hätten in Moskau die Vertreter des Lubliner Komitees kennengelernt und feststellen müssen, dass diese überhaupt keinen günstigen Eindruck machten.

Es stehe ausser Zweifel, so sagte Eden, dass England diesen Ausschuss nicht anerkennen werde. Er wies darauf hin, dass in Moskau jetzt die Besprechungen des sowjetischen Aussenministers mit den Botschaftern begännen. «Wir werden sehen», so fügte Eden hinzu, «ob dort eine umfassende repräsentative Regierung geschaffen werden kann. Wenn nicht, dann wird es bleiben wie jetzt».

Gesang der Erde

Von Dr. Hermann Pirich

TRIEST

Es muss wohl mit einem Märchen begonnen haben: Als die ersten Strahlen der Sonne die Millionen Tautropfen an den Gräsern wie einen Teppich von Edelsteinen aufblitzen und funkeln liessen, schritt der liebe Gott in Gedanken versunken über die weite Steppe des russischen Ostens. Er war gerade bei der Erschaffung der Welt und benutzte den Morgenspaziergang dazu, seiner Phantasie und Schöpferfreude — fern von allem Parteienverkehr, den so ein Riesenbauunternehmen mit sich brachte — freien Lauf zu lassen. Dies und das an seinem Werk erschien ihm noch unvollkommen — vor allem vermisste er, der doch ein Ohr für alles hatte, das, was die Menschheit später unter den so gemeinverständlichen Bezeichnungen Kontrapunktik und Harmonielehre zum Gegenstand gelehrter Ausführungen machte. Wohl zirpten die Grillen, und die Lerchen schwangen sich jubelnd hoch, hoch bis über das hohe C — aber all diese Hymnen an die schöne Welt waren Luftschlösser, waren zwar duftige, himmelhochstrebende Wunderwerke, nur ohne Fundament. Dieses Fundament musste her! Denn der liebe Gott hielt wohl grosse Stücke darauf, dass der Himmel gehörig respektiert wurde, nicht weniger gern aber sah er es, wenn auch die Erde und alle diesseitigen Freuden dabei nicht zu kurz kamen.

Grübelnd, wie er hier einen harmonischen Ausgleich schaffen könnte, ging er weiter und kam so zu einem Brunnen. Von dem langen Spaziergang und dem vielen Nachdenken war er durstig geworden. Er nahm den Eimer, der dort stand, am Seil und liess ihn hinunter. Als er sich dabei über den Brunnenrand beugte, löste sich ein Stein und fiel in die Tiefe. Er fiel und fiel, und es schien ganz so, als hätte ihn das Nichts verschlungen. Der liebe Gott lauschte gespannt, und schon regten sich Zweifel in ihm, ob ihm da bei der Erschaffung der Welt nicht doch vielleicht ein kleiner Konstruktionsfehler unterlaufen sei, als plötzlich ein Ton heraufdrang, der so tief und voll war, dass der liebe Gott selbst darüber erstaunte. Sollte das nicht jenes «Fundament» sein, nach dem er suchte, sagte er sich und ging sofort daran, es mit seinem Gefäss aus der Tiefe heraufzuholen. Genau eine halbe Ewigkeit — zwar nicht nach Gottes, aber der Menschen Stoppuhr — dauerte es, bis es das Licht der Welt erblickte, und es war so gewichtig, dass dem Herrn manch Schweisstropfen über die Stirn perlte bei der mühseligen Arbeit. Doch als dann der behäbige Ton in der Sonne so dalag, breitete er sich allsogleich nach allen Seiten aus wie ein dickflüssiger Lavastrom. Er wälzte sich über die weite Steppe und bedeckte sie bald ganz. Kein Wind vermochte ihn zu verwehen wie den Gesang der Lerchen. Er war da wie von Anbeginn — wie der Vater der Schöpfung selbst.

Das war die Geburt des Basses — oder so ähnlich muss es gewesen sein. Uns schien es jedenfalls so, als wir kürzlich in Triest einen gemischten Chor der im Adriatischen Küstenland eingesetzten Kosaken hörten. Aber nicht nur von diesen Bässen, die durch die sprichwörtlichen Donkosakenchöre weltberühmt geworden sind, sondern genauso von den russischen Volksliedern überhaupt geht eine Urkraft aus, der sich niemand ganz zu entziehen vermag. Gewiss diese Urkraft vornehmlich war es, die so viele deutsche Geschlechter im Osten «russifizierte». Es ist ein Sirenengesang, den die Erde in ihrer Schwere selber anzustimmen scheint, der lockt und in seiner unaussprechlichen Sehnsucht und Wehmut das Herz zerfliessen lässt und es irgendwie doch wieder mit leisem, heimlichem Grauen erfüllt, jenem gleichen Grauen, dessen ich mich nicht erwehren konnte, als ich vor Leningrad einmal einem russischen Gottesdienst beiwohnte. Es war eine zwar völlig verwahrloste, aber noch immer ehrfurchtgebietende Kathedrale, die von den Sowjets zu einem riesigen Bunker ausgebaut worden war. In ihrem Keller, einem niedrigen, doch geräumigen Gewölbe, hatte sich eine fromme Gemeinde zur Messe versammelt, die die erste war seit langen Jahren. Zusammengetragene Heiligenbilder hingen oder standen an den Wänden. Kerzenlicht erhellte schwach den Raum. Und diese Kerzen befanden sich ausschliesslich vor den Ikonen. Es waren in der Mehrzahl griffeldünne Kerzchen, die man gleich im Keller beim Eingang zu kaufen bekam. Da stand nämlich eine Art Theke, und hinter der werkelten emsig ein dürrer alter Mann und eine noch ältere Frau, deren welke Wangen wie vergilbtes, zerknittertes Pergamentpapier waren. Sie zählte und schichtete die eingenommenen Münzen zu hohen schiefen Türmen von Pisa und tat das mit dem Eifer eines Kindes, das über dem Spiel alles rings um sich vergisst, selbst die getragene, zwingende Feierlichkeit der Umgebung.

Tiefi m Hintergrund des niedrigen, von mächtigen, wie Bäume nach oben auseinanderstrebenden Pfeilern gestützten Kellergewölbes zelebrierte, flankiert von einem Mann und einer Frau in Zivil, mit undurchdringlicher Miene ein hagerer, bis auf die Knochen abgemagerter Pope, dessen schmales, wie aus Wachs geformtes Hungergesicht umrahmt war von dem langen, bis zu den Schultern reichenden dünnen schwarzen Haupthaar und einem schütteren, wie melancholischen Vollbart. Der improvisierte Altar bestand aus mehreren grösseren Ikonen, die an die Wand gelehnt waren. Die Gläubigen empfingen aus der Hand des Popen eben die heilige Kommunion und drängten sich in stummem Eifer vor dem Altar.

In längeren Zwischenräumen erscholl von dorther immer der gleiche, ergebene, dumpfe Gesang. Es waren wieder die Bässe, die vorherrschten, die wie mit gewaltigen Armen einen umfingen und, wenn sie ihre Erdenschwere ein wenig abstreiften und sich erhoben, wie drohend klangen. Der Gesang bestand eigentlich nur aus zwei voneinander verschiedenen Tönen — einem tiefen Ton, mit dem der Gesang begonnen wurde und mit dem er auch endete, und einem etwas höheren Ton, auf dem man bis zum vorletzten Wort des Liedes verblieb und der mit den Intervallen, mit denen er gesungen wurde, wie ein gemessenes Schreiten klang, wie das Schreiten Gottes selber, der, die gläubige Gemeinde musternd, durch den Raum ging.

Die eigenartige Magie dieses ganzen Vorgangs in dem Keller-

Gespräch mit der Angst

Von Professor E. W. Eschmann

Ich habe Angst und will sie doch nicht haben. Denn wer hätte gern Angst? Oder richtiger: wer liesse sich gern von der Angst haben, wenn er den Mut hat, sie sich zugestehen? Den nächstliegenden Ausweg, sie nicht wahrhaben wollen oder sie zu unterdrücken, empfinde ich sofort als unerlaubt. Alles Unterdrückte kehrt mächtiger zurück, und was das Schlimmste ist, an unerwarteten Stellen, während an den Pforten, die wir bewachen, verdächtige Ruhe herrscht. Trotzdem möchte ich mich von ihr trennen, möchte los werden, sie als anderes mir gegenüber sehen.

Mir kommen die seltsamen Gebräuche einer Sekte des japanischen Buddhismus ins Gedächtnis. In der Neujahrsnacht ziehen die Priester, Männer und Frauen zum Bergtempel. Dort werfen sie sich vor den Götterbilder nieder. Aber diese Verehrung ist nur der Anfang ihres Tuns. Nach den einleitenden Gebeten kehrt sich ihr Geist in das eigene Innere. Die Gläubigen beginnen, sich die Eigenschaften oder Fehler, von denen sie sich im vergangenen Jahr besonders gequält fühlten, als besondere Wesen vorzustellen. Und zwar sind es Tiere, welche die Einbildungskraft zu Trägern des Unerwünschten und Peinigenden macht, Sündenböcke im wahrsten Sinne des Wortes. Wer zum Zorn neigt, wird einen Tiger vor, wer zum übermässigen Genuss im Essen und Trinken, ein Schwein; wer von verkehrten Sinnlichkeit geplagt wird, einen Affen. Der Furchtsame findet sich in einem Hasen wieder, der Arglistige im Fuchs. Während die Gläubigen mit den Händen vor den geschlossenen Augen auf den Steinfliesen liegen, wird ihre Vorstellung immer wirklicher. Sie sehen nicht nur das Tier zwischen der Netzhaut und dem geschlossenen Lid, sie fühlen es in sich als eine schwere, hitzende Last. Die inneren Tiger, Füchse, Schlangen schwellen und schwellen, bis im Innern des Leibes für das arme eigentliche Ich kein Platz mehr zu bleiben scheint. Da erschüttert ein Beben die Glieder der Liegenden. Sie geraten in krampfartige Bewegungen, in ein Drehen und Würgen, als müssten sie tatsächlich etwas aus sich herauspressen. Die Hände bearbeiten den eigenen Leib, drücken und kneten bis zur Erschöpfung. Die Liegenden bäumen sich auf, springen empor, klammern sich an die rotlackierten Säulen und die Gitter vor den heiligen Schreinen, mit leeren Augen vor sich schauend. Endlich fühlen sie, wie das lästige Tier ihren Leib verlässt, der zu einem langen wohltätigen Schlaf zusammensinkt. Gereinigt und frisch schreiten die Pilger am anderen Morgen den Berg hinunter.

Der Vorgang in seiner wuchtigen Einfalt hält mich lange gepackt. Ich sehe den schweigenden Zug, der unter den schneebeladenen Kiefern über die feuchten Felsen heraufzieht. Höre das Geknister der Weihrauchstäbchen in der anfänglichen Stille und dann das Murren, Fluchen, Knurren und Stöhnen, mit dem die bösen Tiere der Seele sich gegen ihre Vertreibung wehren. Und in der Tat, warum soll man sich gewisse Eigenschaften nicht als Tiere vorstellen, wie wir in der Fabel Tiere zu Eigenschaften machen? Sind doch unsere Eigenschaften oft nicht ein Besitz von uns, sondern Wesen für sich mit recht unabhängigem Leben. Das fühlen wir, wenn uns der Zorn übermannt oder die Nachsicht anwandelt. Die Sprache meint es, wenn sie den Eigenschaften ein Geschlecht beilegt und «der Mut», «die Schwäche», «der Stolz», «die Güte» sagt.

Als ich so dachte, eigentlich aus jenem Tempel noch nicht herausgetreten, sah ich für einen Augenblick auch meine Angst. Sie war ein kleines Tier, kniehoch, luchsähnlich, dessen Bewegungen aber neben einer vollkommenen Geschmeidigkeit eine ungeheure, verborgene Kraft verrieten. Das Gesicht dieses Wesens sah ich nicht; vielleicht gehörte es zu ihm, keines zu haben. Ueberhaupt lag über der ganzen Gestalt etwas Blasses und Graues. Das Tier besass eigentlich keinen Farbton; seine Haut war von der Lichtlosigkeit, wie sie das Leben im Innern von Höhlen und Körpern mit sich bringt.

Als ich die Angst so sah, war ich froh; eine kleine Anstrengung nur, und ich würde für immer von ihr befreit sein. Welches Leben! Welche gleichmässige, unerschütterliche Stimmung in allen Lagen! Aber als ich mir diesen kleinen Ruck geben wollte, spürte ich einen überall verteilten Schmerz. Es war, als ob ich mir etwas doch Liebes und Verwandtes abschneiden wollte. Ich merkte, dass das, was ich beabsichtigte, eine Art Mord war.

Nun wurde auch das farblose, schlüpfrige und doch so zähe und starke Wesen vernehmlich. «Bin ich nicht du selbst?» sprach es. «Bin ich nicht mit allen meinen Gliedern in den deinen? Habe ich dich nicht darum so gut behüten können? Wie oft habe ich dich zurückgerissen, wenn du irgend einem Abgrund im kindischen Vertrauen zuschrittest.»

Ich mochte nicht hören, was sie sagte. Es verletzte mich. Das Wesen, das allmählich seine Gestalt verlor und zunehmend die Unsichtbarkeit des Partners in einem Selbstgespräch gewann, fuhr fort: «Stosse mich nur heraus aus dir, und du wirst sehen, wie schutzlos und hohl du bist ohne meine Witterung, ohne meine Klugheit, ohne meine Sorge für dich.» Jetzt kam eine Beschwerde, die ich schon lange gegen die Angst auf dem Herzen hatte: «Zugegeben, dass du mich mit tausend feinen Fühlfäden sicherst und schützst. Aber dafür hast du mich vor vielen Toren zurückgehalten, durch die ich ohne dich mit hoch erhobenem Haupt geschritten wäre, Tore, hinter denen ein Glück wohnte.»

Jetzt fühle ich nichts mehr von einem Tier an meiner Seite. Wenn ein Echo lächeln kann, so wäre es für diese Antwort gewesen: «Kann ich dafür, wenn du den Umgang mit mir nicht verstehst und immer schwankst zwischen der Unterwerfung und der Wut gegen mich? Weisst du nichts von meiner Lust am Spiel und am Gezähmtwerden?» Ich war beschämt. «Freundin», dachte ich, und hätte sie gestreichelt, wenn sie noch an meiner Seite gewesen wäre, sich bin dein Feind nicht mehr. Behüte mich weiter, aber wolle mich nicht beherrschen.»

Jetzt schien mir auch der Brauch jener Sekte nicht mehr so weise. Dass wir viele Tiere in uns bergen, ist freilich wahr. Aber warum sie ausstossen, die doch Geschöpfe unseres inneren Bodens sind? Mag es doch einen Zustand unseres Ichs geben, wo sie einträchtig beieinander wohnen. Vielleicht ist das der inwendige Sinn der Sage vom Paradies, wo Löwe und Lamm sich nicht feind sind.

Märzenamsel / Von Johannes Lincke

Abendflöte im kahlen Hollunderbusch,
Wie dringst du mir innig und wehmutsüss
Ins märzenoffene Fenster ein,
Klagend wie unter allzuviel Glück,
Fragend, ob die Amselin Antwort rufe,
Bis aus der Dämmerwolke der erste Stern
An Müdigkeit schwer dein Gefieder streift,
Dass dir der Schlaf den Schnabel verschliesst
Und nur aus Träumen noch, ängstlich und fern
Ein seligmilder Laut deiner Brust entquillt.

Maske und Persönlichkeit

Über Charakter und Antlitz / Von Dr. Claus Schrempf

Wir sassen zu sechs um einen Tisch im Wartesaal und vertrieben uns die Zeit mit einer Unterhaltung, die zum grössten Teil aus Gelächter bestand. Unter Menschen, die seit langem miteinander verkehren, genügt bekanntlich die leiseste Anspielung, wenn einer von ihnen die Runde zum Lachen bringen will, und es zünden dann Scherzworte, die ein Aussenstehender garnicht versteht. So trieben wir's eine Weile mit Spässen und Neckereien, da trat ein hochgewachsener Mann mit mächtigem Vollbart und wetterbraunem Gesicht an unsern Tisch, grüsste und nahm schweigend Platz.

Augenblicklich kam das lustige Hin- und Hergerede ins Stocken. Man fühlte sich befangen, seit der Fremde daneben sass. Jeder von uns warf einen Seitenblick auf den ernsten Mann, dessen graue Augen energisch, aber nicht unfreundlich dreinsahen, und überlegte sich, wie man ein Gespräch mit ihm anknüpfen sollte. Darüber ertönte das Glockensignal, das uns zum Aufbruch trieb.

Nachher stellten wir Betrachtungen an, was es mit dem schweigsamen Mann im Bart für eine Bewandtnis haben mochte. Einer von uns äusserte die Meinung, der Mann scheine Förster zu sein, er habe das typische Wesen eines Menschen, den der Beruf in die Einsamkeit führe. Dazu der Hut, der Blick, die Hautfarbe, in allem etwas Waldgemässes. Ein anderer, der als Beamter täglich ein paar hundert Personalien aufzunehmen hat, widersprach ihm: «Und ein baumlanger Kerl war er auch, kann man sagen! Nein, so einfach ist es doch nicht, den Beruf zu erraten. So oft ich dienstlich die Frage stelle «Was sind Sie?» sehe ich mir einen Augenblick mein Gegenüber an und überlege, was er oder sie wohl sein mag. Aber die Antwort belehrt mich dann jedesmal, dass ich in der Mehrzahl der Fälle danebenrate. Gewiss hinterlässt mancher Beruf seine Spuren im Aussehen des Menschen. Aber unser Volk ist gottlob kein Volk von Bannausen, von Berufsmenschen, denen ihr Gewerbe wie ein Plakat ins Gesicht gemalt ist. Und darüber können wir froh sein. Denn ob einer von Beruf Schlosser, Matrose oder Veterinär, ob er Steiger oder Geiger, Wein- oder Forschungsreisender ist, das ist jedenfalls unter Deutschen nicht das Entscheidende».

Die Ansicht gefiel mir, und ich fügte dem, was mein Bekannter sagte, noch hinzu, dass es zwar kein Tadel sei, wenn es von jemand heisse, er sei ganz mit seinem Beruf verwachsen, dass man jedoch imstande sein müsse, die Eigenheiten und Vorurteile des Berufes wie einen Mantel abzuwerfen, ja unter Umständen den Beruf überhaupt an den Nagel zu hängen, wenn Höheres auf dem Spiele steht. Hat doch ein jeder von uns seinen Beruf nur für und durch andere, was er aber für und durch sich selbst ist, das steht auf einem ganz anderen Blatt als dem Personalausweis. Es hat noch nie soviel Ausweise gegeben wie in gegenwärtiger Zeit, das bringt unser verwickeltes soziales Leben so mit sich, denn unter achtzig Millionen muss Ordnung sein. Das Stichhaltigste an so einem Ausweis ist allemal das Bildnis des Inhabers. Die sonstigen Angaben — Alter, Beruf, Familienstand, Wohnort und so weiter — sind nur Auskunft über das, was die Lebensgeschichte zufällig aus einem Menschen gemacht hat. Was einer von Natur ist und wie es in seinem Innern aussieht, davon kündet vielsagend das Foto.

Allerdings ist es eine Kunst, aus dem ersten Blick die Zeichen zu entziffern, die die Natur in Menschengesichter geschrieben h

gewölbe liess kaum einen von uns Soldaten völlig unberührt. Es war eine unheimliche und fast physisch zu spürende Macht, die von dieser Umgebung, hauptsächlich aber von dem Gesang ausging. Ich sah im Geiste die Massen der gegen unsere Stellungen gefügig vorgehenden Gestalten in den langen, faltenreichen, erdbraunen Mänteln, ich sah sie stolpern, fallen, sich wieder aufrichten, getroffen umsinken, liegenbleiben, sich in Schmerzen winden, stumm meist und darum umso grauenhafter, und wieder neue dieser erdbraunen Gestalten aus dem Boden wachsen und das gleiche Schicksal teilen in schier endloser Folge. Es war eine winzig kleine Szene aus der grossen, schon Jahrhunderte währenden, nur durch kurze Pausen unterbrochenen Tragödie eines viele Millionen zählenden Volkes, das immer aufs neue missbraucht wird von der Machtgier einer verschwindenden Minderheit, die zudem meist nicht aus seinen eigenen Reihen stammt.

Es ist ein gutes, in einem schönen Sinne naives, wenn uns auch manchmal rätselhaftes und unbegreifliches Volk. Will man es verstehen, so nur mit dem Herzen, nie mit dem Verstand. Und nur so will es auch selbst verstanden sein. Dann ist es einem in blinder Treue zugetan. Diese Erfahrung konnte ich in zwei Jahren Russland immer wieder machen, ob in der Ukraine oder vor Leningrad, auf der Krim oder im Kaukasus.

Ein furchtbares Instrument aber ist es in der Hand desjenigen, der den unverbildeten Sinn und die Naivität dieser Menschen für seine ehrgeizigen Pläne skrupellos ausnutzt. Denn gelingt es ihm, ihnen, die im Grunde selbstgenügsam sind, aber auch gutgläubig, die berühmten Rosinen in den Kopf zu setzen, so verlieren sie zu leicht jeglichen Massstab und überschlagen sich in ihren Wünschen und Ansprüchen Gott und der ganzen Welt gegenüber im Nu. Giselher Wirsing hat in einem Buche Amerika den «masslosen Kontinent» genannt. Auf Russland trifft dies noch unvergleichlich mehr zu. Man braucht ja nur Dostojewski aufmerksam zu lesen, um zu wissen oder wenigstens zu ahnen, zu welcher gefährlichen Springflut dieses Volk werden kann. Der Anschauungsunterricht, den die Welt gerade jetzt darüber erhält, lässt an Gründlichkeit gewiss nichts vermissen.

Aber wie jede Springflut, so wird auch die sich verlaufen. An der eigenen Masslosigkeit wird die Machtgier ersticken. Denn je grösser der Hunger ist, desto grösser ist auch die Gefahr, dass man sich, sitzt man einmal am gedeckten Tisch, übernimmt. Das glosende, mystischen Machträumen und Erlösungsgedanken nachhängende Russland, das durch die Bücher Dostojewskis geistert, ist eine zahlenmässig unbedeutende intellektuelle Schicht, die zwar die Kraft eines Vulkans besitzen und für eine Weile die Umwelt in Angst und Schrecken versetzen kann, die aber, hat sie sich ausgetobt, schnell wieder erlischt. Auf sie passt wie auf nichts besser das Goethe-Wort: Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. Ihr Fluch und ihr Verderben ist die stete Unausgereiftheit und Unausgeglichenheit ihrer Gedanken und Gefühle, der dauernde Dämmerzustand, aus dem ihr Geist wie aus einer klebrigen Masse seine Flügel niemals ganz zu lösen vermag.

Aber das Russland, das uns in Dostojewskis Romanen begegnet, ist nicht das eigentliche Russland. Es ist mehr das Geschwür an seinem Körper, das allerdings unheilbar sein dürfte. Jenes Russland hingegen, das Gogol schildert, vor allem in seiner unvergänglichen Erzählung vom tapferen, vollblütigen Kosakenhetman Taras Bulba, scheint uns viel eher das zu sein, was wir unter der Ewigkeit eines Volkes verstehen. Es ist sein gesunder Kern, der jede Seuche übersteht, heisse sie nun Bolschewismus, Anarchismus, Nihilismus, Panslawismus oder sei sie der mystische Traum von der Nachfolge des alten Byzanz. Unter jedem dieser Fanale wurde nur Schindluder getrieben mit dem russischen Volk und seiner gläubigen Einfalt. Dieses Schicksal verdient es nicht. Und wir glauben nicht fehlzugehen in der Meinung, dass der Aufruhr des Herzens gegen dieses Verhängnis die Hauptriebkraft der Wlassow-Bewegung ist. Sie zu unterschätzen, halten wir selbst in einem Augenblick, in dem der Bolschewismus den Höhepunkt seines Triumphes erreicht zu haben scheint, für eine der schlechtesten Rechnungen unserer Feinde.

Festung St. Nazaire

Bataillonsstarker Angriff der Amerikaner abgeschlagen - Hohe Verluste des Gegners

(PK.) Das Wasser, das in den letzten Wochen immer wieder die Bunker an unserer Festungsfront absaufen liess, ist weniger geworden, die landesüblichen zweirädrigen Ochsenkarren ziehen die frontnahen Strassen und bringen Verpflegung und Munition nach vorn. Die sonntägliche Stille wird durch feindliches Granatwerfer- und Artilleriefeuer unterbrochen. In einem Umfang, wie man es bisher noch nicht erlebt hat, rollt Salve auf Salve heran und deckt unsere HKL. ein. Hinter diesem Feuervorhang bereitet sich der Amerikaner zum Angriff vor. Dann kommt er. Auf der Strasse Fay-Bonvron setzt er zum Angriff an. Wie Schemen huschen die erdbraunen Gestalten hinter den Granateinschlägen ihrer Artillerie heran und greifen mit Handwaffen und Handgranaten an.

Eine kleine Gruppe, schnell zusammengerafft und von ihrem Feldwebel, einem Steiermärker geführt, setzt sofort zum Gegenstoss an. Im Feuer ihrer Maschinenwaffen brechen die ersten Angreifer zusammen. Der Feldwebel selbst macht die ersten beiden Gefangenen. Aber er hat sich in der Stärke des feindlichen Vorstosses getäuscht. Mehr und mehr setzen die Amerikaner an Truppen ein. Binnen kurzem ist seine deutsche Gruppe eingeschlossen, mit ihren beiden Gefangenen. Aber sie ergeben sich nicht, sondern schiessen wild um sich. Tote und Verwundete der Gegner liegen ringsum. Der Feldwebel selbst wird am Kopf und am Bein verwundet, schiesst aber weiter.

Nun setzt auch das Feuer der eigenen Artillerie ein. Von vorne gut gezielt, fetzt es in die feindlichen Bereitschaftsräume hinein. Buschwerk und Bäume, Häuser und Schuppen sind zerschlagen oder brennen. Die Verluste des Gegners steigen. Er wird unter der Wirkung des deutschen Artilleriefeuers sichtlich unsicher. Nun hat der Gegner schon ein ganzes Bataillon eingesetzt, von dem mehr als zwei Kompanien in der vordersten Linie kämpfen. Und noch immer ist ihm weder den Durchbruch durch die HKL noch der geplante Einbruch gelungen.

Kurz nach 17 Uhr setzt unser Gegenstoss ein. Der Kompanieführer, Oberleutnant Z., leitet ihn. Es gelingt, den Feind zurückzuwerfen, sich zu der eingeschlossenen Gruppe des Feldwebels durchzukämpfen und ihn zu befreien. Als dem Gegner auch dieser Erfolg genommen wird und die wenigen deutschen Soldaten wieder in der eigenen HKL sind, bricht er sein Unternehmen ab. Auf dem Gefechtsverbandsplatz im Vorfeld der Festung ist mittlerweile auch der deutsche Regimentskommandeur erschienen und kann dem verwundeten Feldwebel, der sich so tapfer geschlagen hat, zu seinen anderen Auszeichnungen das E.K. 1. Klasse an die Brust heften.

Kriegsberichter Herbert Sprang

Roosevelt weicht aus

LISSABON

Roosevelt erklärte auf der Pressekonferenz des Weissen Hauses, dass die Frage des Status der baltischen Staaten in Yalta nicht erörtert worden sei. Auf weitere Fragen, ob die USA diese Staaten noch anerkennen, verwies er die Fragesteller an das Staatsdepartement. Mit dieser ausweichenden Antwort wollte Roosevelt offenbar das Eingeständnis vermeiden, dass Stalin sich geweigert hat, mit den Angloamerikanern überhaupt Probleme zu besprechen, die die von den Bolschewisten besetzten Länder angehe.

Erbitterte Abwehrschlachten

Vorverlegung der deutschen Stellungen bei Lauban
Sowjetangriffe bei Zobten zerschlagen - Übergreifen der Kämpfe im Westen auf den Kreelder Raum

FUEHRERHAUPTQUARTIER, 3. März

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Unsere Grenadiere haben in wochenlangen heftigen Gefechten an der unteren Drina in Ost-Kroatien starke Angriffe überlegener feindlicher Kräfte zerschlagen, dem Feind hohe blutige Verluste zugefügt und zahlreiche Maschinen- und Handwaffen erbeutet.

In der mittleren Slowakei führten die sowjetischen Angriffe zu geringen Einbrüchen im Raum südlich Schemnitz und Karpfen.

Panzer und Grenadiere zerschlugen beiderseits Zobten die angreifenden Bolschewisten. Im Abschnitt von Lauban wurden in Gegenangriffen unsere Stellungen vorverlegt.

Bolschewistische Panzer konnten trotz hoher Verluste mit Angriffsspitzen aus ihrem Einbruchsraum östlich Stargard bis nordwestlich Dramburg vordringen. Nach Westen eindrehende Teilkräfte wurden aufgefangen, ohne dass sie grösseren Geländegewinn erzielen konnten.

In Ostpommern verhinderten unsere Truppen in erbittertem Abwehrkampf und durch entschlossenen Gegenangriff die Erweiterung der feindlichen Einbruchsschneise, obwohl die Bolschewisten hier neue Kräfte in den Kampf warfen.

Schlachtflieger vernichteten in den beiden letzten Tagen im Kampfraum Rummelsburg 40 sowjetische Panzer und setzten weitere 29 ausser Gefecht.

Unsere in Ostpreussen zäh kämpfenden Divisionen zerschlugen die östlich Lichtenfeld und bei Zinten geführten Durchbruchsangriffe von fünf Sowjetarmeen. Geringe Einbrüche mussten die Bolschewisten mit hohen Verlusten erkaufen. 30 feindliche Panzer wurden vernichtet.

In Kurland blieben die Kämpfe auf geringe Aufklärungstätigkeit beschränkt.

An der Westfront leisteten unsere Verbände östlich und südöstlich Goch auch gestern den nach schwerem Artilleriefeuer angreifenden Engländern und Kanadiern entschlossenen Widerstand. Nach geringem Vordringen blieb der Feind überall im zusammengefassten Abwehrfeuer liegen.

Die grosse Abwehrschlacht zwischen der Roer und dem Rhein hat nach Norden auf den Abschnitt zwischen Kempen und Geldern sowie den Raum nordwestlich Düsseldorf übergegriffen. Während sich im Abschnitt München-Gladbach die eigenen Kräfte weiterhin behaupten, konnten starke Verbände der 9. amerikanischen Armee von Südwesten und Süden her gegen Krefeld vordringen. Um den Brückenkopf Neuss wird erbittert gekämpft, der Erft-Abschnitt südwestlich davon gegen die angreifenden Amerikaner gehalten. Zwischen der Erft und dem Roer-Quellgebiet stehen unsere Truppen in heftiger Abwehr gegen den vordringenden Gegner.

Beiderseits Prüm wurden die erneuten Angriffe des Feindes bis auf einzelne örtliche Einbrüche abgewehrt. Heftige Kämpfe sind in und um Trier im Gange.

An der Westfront verloren die Angreifer gestern 70 Panzer.

Nach einem überraschenden Einbruch in die feindliche Einschliessungsfront vor La Rochelle kehrte eine Angriffsgruppe der Besatzung mit 250 Gefangenen in die eigenen Linien zurück. In heftigen Kämpfen wurde der nachdrängende Gegner abgewiesen.

Nördlich und nordöstlich Faenza in Mittelitalien blieben erneute feindliche Vorstösse trotz starken Vorbereitungsfeuers erfolglos.

Nordamerikanische Terrorflieger griffen am gestrigen Tage Dresden, Chemnitz, Magdeburg und Linz an. Es entstanden Schäden vorwiegend in Wohnvierteln. Die Briten warfen Bomben auf Köln und weitere Orte am Mittelrhein. In der vergangenen Nacht wurden Kassel und die Reichshauptstadt angegriffen. In heftigen Luftkämpfen und durch Flakartillerie verloren die Anglo-Amerikaner 60 Flugzeuge, in der Mehrzahl viermotorige Bomber.

Durch Kampfmittel der Kriegsmarine wurden aus dem Themse-Schelde-Verkehr erneut zwei Nachschubdampfer mit zusammen 11 000 BRT versenkt.

Ausser den gestern bereits gemeldeten 918 Abschüssen der Luftwaffe brachten Luftverteidigungskräfte der Kriegsmarine im Monat Februar 100 feindliche Bomber zum Absturz.

Neue Terrorangriffe

MAILAND

Bei dem letzten schweren Terrorangriff auf Brescia wurde, wie amtlich mitgeteilt wird, das Stadtinnere schwer getroffen. Zwei Krankenhäuser und eine grosse Zahl von Wohnhäusern wurden vollständig zerstört.

Ein weiterer Terrorangriff richtete sich gegen Mantua und forderte unter der Zivilbevölkerung Verluste.

Zwei schwere Terrorangriffe gegen Verona forderten zahlreiche Opfer unter der Zivilbevölkerung und verursachten schwere Schäden in Wohnvierteln.

Weitere Angriffe richteten sich gegen kleinere Ortschaften in der Umgebung von Treviso und Venedig. Zahlreiche Brand- und Sprengbomben wurden auf Padua und Umgebung abgeworfen. Schwerer Schaden richtete ein Terrorangriff auf Vicenza an.

Ratifikation in Kairo

AMSTERDAM

In Kairo wurde, wie der englische Nachrichtendienst meldet, die Verfassung der arabischen Liga unterzeichnet. Die Signatarmächte, die das aus 22 Statuten bestehende Dokument unterzeichneten, waren ausser Aegypten, Saudiarabien Transjordanien, Syrien, der Libanon und Irak. Der palästinensische Vertreter unterzeichnete das Dokument ebenfalls, Eine Abschrift der Verfassung wurde dem Imam vom Yemen zugestellt, der an der Konferenz nich teilnahm.

Kritik an Churchill

GENF

«Mr. Churchill muss heute der peinlichen Tatsache ins Gesicht sehen, dass nur die deutschen Politiker es in den letzten zwei Jahren gewagt haben, die Kapitulation zu der die britische Regierung jetzt in der Polenfrage gezwungen war, vorauszusagen», schreibt die «Daily Mail». Die Zeitung stellt weiter fest, dass sich Churchill nicht der Aufgabe gewachsen gezeigt habe, deren Lösung England von ihm seit dem Jahre 1942 erwartete, nämlich der Schaffung der Grundlage für einen dauerhaften Frieden. Jetzt erfahre man, dass die Atlantik-Charta nichts anderes als ein Reiseführer sein soll und dass sie nicht mehr Beziehung zur Wirklichkeit besässe, als jenes andere Dokument, die Sowjetverfassung von 1936. Offensichtlich wolle Churchill aus der englischen Sprache Worte wie Gerechtigkeit, Freiheit und Ehre als überholte Begriffe ausmerzen.

Neue Eichenlaubträger

BERLIN

Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Generalleutnant Fritz Georg von Rappard, Kommandeur der bayerischen 7. Infanterie-Division;

Major Heinz-Martin Ewert, Abschnittskommandanten in Posen;

Oberst Ernst Knebel, Kommandeur einer Grenadier-Division. Oberst Zorn ist bei den Kämpfen im Oberelsass gefallen.

Leutnant Josef Jakwert, Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung.

Keine mildernden Umstände

MAILAND

In einer Sitzung der Bonomi-Regierung gab der Aussenminister De Gasperi bekannt, dass trotz verschiedener Versuche, die Italien im Waffenstillstandsabkommen auferlegten Verpflichtungen zu erleichtern, von alliierter Seite an der bedingungslosen und uneingeschränkten Durchführung der Bedingungen festgehalten werde. Die erhoffte Berücksichtigung der grossen Notlage Italiens durch die Abänderung der Waffenstillstandsbedingungen sei nicht erfolgt.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Am Rande der Krim-Konferenz. «Bälle her, Jungel»

Das dreifache Gesicht Manilas

Auf den Spuren der spanischen Eroberer baute die amerikanische Finanz

Eine Betrübnis überkommt mich, wenn ich an die drei Gesichte dieser Stadt denke, denn im Augenblick ist die Hauptstadt der Philippinen von einer schrecklichen Eingesichtigkeit schwerer Strassenkämpfe, die auch dort alles dem Erdboden gleichmachen wird. Ja damals, im Herbst 1940, als ich die Stadt verliess, die mir lange Heimat war, da hatte sie noch ihr An- und Aussehen. Damals war sie noch die stolze Stadt am Pasigriver, mit den hochragenden strahlendweissen Prachtbauten der Regierung, des Parlaments, der Post und den Hochhäusern in der City, da war noch «Intramuros» die alte feste spanische Stadt «In-den-Mauern» und da nahm ich Abschied von dem Bungalow weit draussen vor der Stadt in der Bucht, von wo aus man einen guten Blick hat auf den Kriegshafen Cavite und auf die Festung Corregidor, die beide damals von denen, die sie nicht kannten, für unüberwindlich gehalten wurden. Wie schnell gerade Inseln und lange Küsten gewonnen und verloren gehen können, zeigt nichts so deutlich wie der Krieg im Fernen Osten. Der Krieg, der die Städte fast aus erfasst, bei deren Namen sich jede Fantasie entzündet und in denen man später lebte wie in irgendeiner Stadt in der Heimat. Nur wenige haben sich den Reiz des Fremden und Neuen immer erhalten können. Aber gemeinsam war allen dort die Vorstellung, dass kaum jemals andere Elemente als Taifun und Hitze, Springflut, Feuer und Erdbeben die Menschen heimsuchen könnten. Die menschlichen Spannungen lösten sich im Kampf um das tägliche Brot, den Verdienst und um die Schaffung und Erhaltung eines sicheren Reichtums.

Aber um gerecht zu sein, als die Spanier die Inseln entdeckten, sie besiedelten und christianisierten, da ging es auch nicht unblutig zu jedenfalls war die Kolonisation und der Kleinkrieg, der sich im Lande auf ein Netz wehrhafter Kirchen stützte, härter als der raffende Griff der USA 1898. Damals vergassen die spanischen Offiziere, die sich auf der Pferderennbahn befanden, dem Boten, der feindliche Schiffsaktivität meldete, die Schlüssel für die Muntionskammern zu geben. Die Eroberung und Verteidigung der Philippinen war, wenn man zeitgenössischen Erzählungen glauben darf, schon eine rechte Komödie, die natürlich auch ernste und männlich harte Szenen hatte.

Intramuros war damals schon eine alte Stadt, gebaut mit Wällen und Türmen aus Quadern, Zement und Eisenstreben. Der Boden war dem Meere abgerungen und die Bauweise ganz im Stil der spanischen Festungen. Die Bürgersteige schmiegten sich in die Häuser ein, was besonders in der Regenzeit günstig ist; die mit kleinen Muscheln ausgelegten Fenster standen heute wie damals den ganzen Tag über auf und bunte Gardinenfetzen, die müde herabhingen oder leise im Wind flatterten, sollten die Grenzen des Privaten andeuten. Trutzig und aus schweren Quadern bauten die Einwanderer der iberischen Halbinsel ihre Kirchen, Kapellen und Klöster, ihre Universitäten, Schulen und die Kathedrale. Nicht alle Bauwerke widerstanden den zahlreichen Erdbeben, die im Laufe der Jahrzehnte unter ihnen rumorten, überdauerten die Brände, die grosse Teile der Wohnhäuser niederlegten und doch zeigt dieser Teil der Stadt, auf den sich die Japaner jetzt zurückgezogen haben, noch dasselbe mittelalterliche Bild seiner Gründer.

Dort stehen in buntem Reigen die Hochhäuser der USA-Finanz, ihre Büros und Vertretungen und Spezialgeschäfte neben den kleinen Läden der Chinesen und Inder. Hin und wieder liest man auch einmal ein Firmenschild mit einem philippinischen Namen. Schmal sind die Strassen, fast Gassen, durch die sich neben einem — zu meiner Zeit — unüberseehbaren Autoverkehr noch Ochsenkarren und leichte von Ponnies gezogene Carromatas drängten, die Strassenbahn bimmelte dazwischen und mit Früchten beladene Autobusse aus der Provinz wirbelten den Staub noch einmal auf. Lächelnd stand dazwischen mein Freund, der Verkehrspolizist, drehte an seinem Verkehrsregler und hatte noch Zeit zu einem Lächeln für mich und die vielen anderen, die ihm auch zur Weihnacht eine Kiste Zigarren schenkten und seine Freundschaft pflegten. An das Geschäftsviertel — Binondo, mit nur einer Kirche — schliessen sich die Wohn- und Lebensbezirke der Filipinos an. Leichte Holzhäuser, schmal und einstöckig und leicht brennbar. Alle ihre Dächer sind aus Wellblech und wer von einem der Hochhäuser auf die Stadt herniederblickt, sieht die Strassenzüge eingerahmt von leicht angerosteten Wellblechdächern.

Auf der anderen Seite des Flusses, hinter der grossen und modernen Pieranlage, hinter Intramuros, wo der grosse Boulevard beginnt, sind die grossen und schönen Hotels. Prachtbauten, modern und kühl in ihren oberen Stockwerken. Sie machen jeder Weltstadt Ehre und sammelten damals abendlich frohe Gesellschaften. Parallel zum Meer und dem daran entlang führenden kilometerlangen Boulevard liegen dann die Holzhäuser der spanischen Bürger, die Pensionen und die Wohnungen solcher Filipinos, die irgendwo, neben ihrem Geld, noch einen Schuss spanisches Blut in sich haben. Und das sind nicht wenige. Ordentlich und breit sind hier die Strassen und wenn die Flotte im Hafen lag, mieteten sich dort die Offiziere ein und die Frauen der Navy, die ihren Männern folgten von San Francisco nach Honolulu und in den Wintermonaten, die dort so sind wie ein hübscher warmer Sommer bei uns, nach Manila und Cavite.

Ganz klar sind alle drei Gesichte dieser Stadt nicht, die Raum hatte für viele. Denn so vielgestaltig — trotz der drei Zentren — wie das Bild dieser Stadt war, so vielgestaltig waren seine Möglichkeiten. Nun geht der Krieg ein zweites Mal über diese Insel hinweg und zerstört mit modernen Mitteln und starkem Hass seit Jahrhunderten Gewachsenes.

A. F. Teschemacher

Aus aller Welt gedrahtet

Fürs Rote Kreuz

Als Zeichen der Schicksalsgemeinschaft mit ihren verwundeten und kriegsgefangenen Kameraden spendete das Festungs-Infanteriebataillon 1011 dem Deutschen Roten Kreuz fast 10 Millionen RM.

Sforza geht nach Paris

Sforza, zum wiederholten Male als Botschaftskandidat für verschiedene Auslandsposten von der Bonomi-Regierung vorgeschlagen, soll nun als Botschafter nach Paris entsandt werden.

Politischer Mord

Der Falange-Chef und Bürgermeister von Cornudella (Provinz Hüsca) ist von Bolschewisten ermordet worden.

Attentatsversuch in Kairo

Amin Osman Pascha, der frühere Finanzminister im Kabinett Nahas Pascha, wurde, wie Reuter aus Kairo meldet, am Freitagabend bei einem Attentatsversuch von unbekannten Tätern angegriffen. Es kam zu einem Kampf, doch wurde er nicht verletzt.

Kriegserklärung an Japan

Mit dem 28. Februar hat Iran an Japan den Krieg erklärt.

Amerikanischer General verunglückt

Dem amerikanischen Rundfunk zufolge kam General Karmon, der Oberkommandierende der strategischen Luftwaffe im Pazifik, bei einem Flugzeugunglück ums Leben.

Die Waage

Die dritte Partei

Da. — *Es ist in den USA so wenig wie in Altengland das erste Mal, dass der Versuch gemacht wird, zwischen den Mumien der überlieferten beiden «grossen» Parteien eine dritte, immerhin etwas lebendigere zu starten. Man könnte ebensogut von einer vierten oder sechsten reden; denn seit langen Jahrzehnten schon blieben weder die britischen Konservativen und Liberalen, noch die us-amerikanischen «Demokraten» und «Republikaner» ohne gelegentlichen Wettbewerb der Aussenseiter. Auch der amerikanische Senator Robert Reynolds hat somit keinen Anspruch auf ein Erfinderpatent, allenfalls auf einen Musterschutz, wenn er von Washington aus zur Bildung einer dritten, der «Nationalisten» Partei aufruft. Der Musterschutz gebührt ihm, weil seine Partei, wie berichtet wird, «isolationistische» Anschauung vertritt, also den Abkehr der Vereinigten Staaten von den Angelegenheiten Europas fordert. Auf diese Verneinung immer drückenderer Verantwortlichkeiten für den Krieg beschränkt sich offenbar der Nationalismus der neuen «Nationalisten». Allerdings stellt die Rückkehr der USA in ihr Land den einzigen Ausweg aus den gigantischen Schwierigkeiten dar, in die der Staat Roosevelts geraten ist.*

Gab es wirklich eine Zeit, in der das «Zweiparteiensystem», das englische wie das amerikanische, bewundert wurde? In England, wo seit Jahrhunderten zwei Gruppen der herrschenden Oberschicht, ursprünglich des Adels, danach des Geldes, die Regierungsmacht unter sich teilten, waren zur Not wenigstens Unterschiede der politischen Färbung zu erkennen, obschon ein Jahrhundert vergangen ist, seit auch diese Farben zu verblassen begannen. Damals, im Zentrum der Kampfes um die Getreidezölle, gab es immerhin einen deutlich erkennbaren Gegenstand, an dem die Parteien ihre Verschiedenheit dartun konnten: die Tories waren konservativ und schutzzöllnerisch, die «Liberalen» industriekapitalistisch und freihändlerisch gesinnt. Seither starb die liberale Partei an Auszehrung (der bereits schon zweiundachtzigjährige Lloyd George, jetzt Graf, begrub sie), und ihre Nachfolgerin, die zugleich Intervention und sowjetfreundliche «Arbeiter»-Partei, hat Anwartschaft, ihr auf diesem Wege zu folgen.

In den Vereinigten Staaten gibt es nicht einmal solche Abstufungen. Worin unterscheiden sich «Demokraten» und «Republikaner»? In nichts. Es sind zwei Parteien «Maschinen», die den Zwecken der politischen und wirtschaftlichen Freibeutertums abwechselnd als gleichermassen dienstbar sind. Versuche, aus dem Stromkreis dieser Maschinen auszubrechen, sind mehrfach gemacht worden, bis jetzt aber mit geringem Erfolg. Der Roosevelt beispielsweise, während des ersten Weltkrieges eine dritte Wahl zu erzielen, der sich zwischen Wilson und Hughes, die Kandidaten der beiden grossen Parteien, einschob. Er hatte diesen Ritt sogar einer eigens zu diesem für gegründeten neuen Partei wert, der er mangels wirklicher Ziele wenigstens ein Wappentier, den Elch, mitgab; aber der Elch lahmte. Und die Nationalistenpartei des Senators Reynolds? Man darf in ihr durchaus nicht so etwas wie eine amerikanische Vaterlandspartei sehen. Sie will von Europa sich erst isolieren, wenn das Kriegsgeschäft entweder gesichert — oder endgültig als unrettend erwiesen ist.

Entschlossenes Eingreifen

BERLIN

Ergänzend zum Wehrmachtbericht wird gemeldet:

Flieger Mangold in einer Luftwaffen-Alarmeinheit schoss im Raum Rummelsburg mit der Panzerfaust in einem Gefecht sechs sowjetische Panzer ab und trug damit entscheidend dazu bei, dass seine Einheit einen sowjetischen Panzerdurchbruch verhindern konnte.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirich
Stellvertreter: Dr. Horst Waltsbad
sämtlich in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

man ein Gefühl der Unsicherheit wie auf den Strassen einer fremden Stadt im Ausland, wo man die Gebäude hochmütig steif dastehen sieht und die Schilder und Tafeln an ihnen nicht lesen kann. Wo man nicht weiss, mit wem man es zu tun hat, spricht man deshalb kurzweg von Personen. Man wird nicht sagen «wir waren unser etwa zwanzig», dann zum «wir» gehört eben, dass einer über den andern intim Bescheid weiss. Man wird einfach sagen: «Es waren etwa zwanzig Personen anwesend», im sachlichen Ton eines Protokolls.

«Personen» — das ist der Name für solche Mitmenschen, mit denen man sich nicht auskennt, weil man noch keine guten oder schlechten Erfahrungen mit ihnen gemacht hat. Ein ausgezeichneter Name! Denn «Person» bedeutet soviel wie «Maske». Es ist die Maske, die auf der Freilichtbühne des Altertums der Schauspieler aufsetzte, damit man ihn gut erkennen und seine im hohlen Maskengehäuse dröhnende Stimme weithin vernehmen konnte. Dadurch waren die Spieler wohl zu unterscheiden, aber wer in der Maske steckte, das sah man nicht. Ebenso geht es uns mit einer unbekannten Person: wir sehen nicht, wenigstens nicht gleich, was sich hinter dem fremden Gesichte verbirgt. Das Gesicht, das sie zur Schau trägt, ist ihre Maske, ihre natürliche Maske. Man sagt ja mit Recht, jemand habe «sein Gesicht gewahrt», wenn er die Rolle, die er bisher gespielt hat, sei es nun die Rolle des Starken, des Redlichen, des Friedfertigen oder des Unerbittlichen, zum Scheine weiterspielt, nachdem er sich in Wirklichkeit schon zu anderem Verhalten entschlossen hat.

Aber, so wird man einwenden, ist die Natur denn eine Lügnerin, dass sie uns Masken als Gesichter aufsetzt und aus den menschlichen Zusammenleben einen Maskenball macht, bei dem niemand weiss, wen er da zum Tanze führt? Nein, die Natur lügt nicht, doch mitunter sind ihre Wahrheiten seltsam ausgedrückt, denn sie dienen einem höheren Zweck, dem Zweck des Lebens, dem einzigen, auf den es der Natur ankommt. Viele Lebewesen formte sie so, dass sie einem Blatt, Hölzchen, Kiesel oder einer besser bewaffneten Tierart zum Verwechseln ähnlich sehen, um sie auf diese Art vor ihren Feinden zu schützen. Der Mensch nun hat keinen ernstlichen Feind ausser den Menschen selbst, weshalb die Natur dafür gesorgt hat, dass er nicht auf den ersten Blick zu durchschauen ist. Ja, sie hat den erwachsenen Mann, der am meisten der Begegnung mit Feinden ausgesetzt ist, das Gesicht mit einem Barte bekleidet, der die Gemütsbewegungen verbirgt. Jenes verräterische Zucken, das bei Zorn, Entsetzen, Mitleid, Furcht, Eifersucht, Hass, Frohlocken um die Mundwinkel spielt, bleibt hinter dem Barte unbemerkt. Im übrigen verleiht der Bart ein imponierendes Aussehen, er ist Zeichen von Kraft und Erfahrung. Alle Urvölker, die alten Germanen wie die alten Griechen und Römer, gefielen sich im Vollbart. Erst als sie ihren Nationalcharakter vollkommen erhärtet hatten und sich ihrer Sache sicher fühlten, legten die Römer den Bart als ein überflüssiges Schutzmittel ab, und dann sieht man glattrasierte Feldherrngesichter, jede Miene aus Erz gegossen.

In der Neuzeit waren es wohl die englischen Diplomaten, die es zuerst in der Selbstbeherrschung so weit brachten, dass sie getrost auf den Bart verzichten konnten. Ihre Mienen erinnern oft an den undurchdringlichen Ernst in dem bartlosen Gesicht eines Indianers. Es handelt sich ja um dieselbe Erscheinung in allen Zeiten und Völkern: Person ist Maske. Man vergleiche die Bildnisse Cäsars und Moltkes — welche Uebereinstimmung in ihrer gebieterischen Hoheit, in ihrem Ausdruck von Siegeswillen, Kaltblütigkeit und eiserner Entschlossenheit, und doch wissen wir von beiden Männern, dass sie ein aussergewöhnliches Mass an Zartgefühl und Herzensgüte hatten. Aber wer kann ungestraft Menschenliebe zur Schau tragen?

Eine kampferfüllte Zeit wie die, in der wir leben, prägt besonders harte, starre, unerforschliche Mienen. Wer dir von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, der ist dir noch ein Unbekannter. Du musst ihn beobachten, wenn er sich äussert. Beginnt er zu reden, dann fällt die Maske. «Sprich, damit ich dich sehe!», sagte Sokrates zu einem Jüngling, der ihm vorgestellt wurde. Er hatte recht, denn beim Sprechen lösen sich die erstarrten Züge, das Mienenspiel belebt sich, und die Augen leuchten auf. Dabei ist es gleich, wovon die Rede ist. Sieh auf den Sprecher, so erfährst du mehr über ihn, als seine Worte dir sagen. Am tiefsten aber siehst du ihm auf den Grund, wenn er lacht. Im Lachen ist Seele, im Reden Verstand, wenn's gut geht. Wann war es denn, dass der Freund oder die Geliebte dir vertraut wurde? Als ihr das erstemal zusammen lachtet, da wusstest du, woran du bist. Mit wem man nie gelacht hat, den kennt man noch nicht.

Sagenhafte Reifenschlange

Von F. T. Reuss

Allbekannt ist die Sage von der Reifenschlange, die übrigens auch in England als «hoop-snake» vorkommt. — Das ist eine Schlange, die ihre eigene Schwanzspitze mit dem Rachen packt und so, zum Kreis geschlossen, sich hochstellt, um nun in Reifengestalt mit erschreckender Geschwindigkeit durch die Lande zu rollen. Niemand kann sie einholen, keiner sich vor ihr verbergen.

Nun ist aber eine solche Bewegungsart den natürlichen Schlangen völlig fremd, und ich vermochte nirgends eine Erklärung darüber zu finden, welcher sonstige Anlass der Sage zu Grunde liegen könnte. Endlich, zu einer Zeit, als ich keineswegs an Reifenschlangen dachte, sondern an einem schönen Junitage 1926 im Spandauer Forst heimische Ringelnattern und Kreuzottern beobachten wollte, hatte ich ein höchst unerwartetes Erlebnis mit einer der ersteren Schlangen, das ich hier kurz erzählen will:

An einer schattigen, halbdunklen Waldstelle auf schwärzlichem, feuchtem Fallaubgrund überraschte ich eine etwa meterlange Ringelnatter, die infolge der hier herrschenden, niedrigen Temperatur zu klamm war, um mit bekannter Natternschnelligkeit entweichen zu können. — Langsam kroch die sichtlich beunruhigte Schlange dahin, so dass ich bequem neben ihr hergehen konnte; vielleicht führte sie mich an ihr Versteck, wo noch weitere Schlangen leben konnten. Es sollte aber anders kommen, die Natter wusste sich in der Notlage zu helfen.

Plötzlich sah ich gegen den dunklen Fallaubgrund, auf welchem die Schlange kaum sichtbar war, einen leuchtend weiss gesäumten, schimmernden Reifen auftauchen, in kurzen Sprüngen über den Boden rollen und ebenso plötzlich wieder verschwinden. Unwillkürlich hafteten das überraschte und geblendete Auge an der Stelle des Verschwindens, freilich nur, um gleich darauf feststellen zu müssen, dass nun beide, Reifen und Schlange, fort waren. Der feuchte Bodengrund vermittelte keinen Laut, als die Schlange, sich in unbekannter Richtung unter das Fallaub begab, nachdem die unvermutete, blendende Erscheinung eines Reifens ihren Rückzug erfolgreich tarnte. Woher kam denn aber der Reifen? Wie war er entstanden? Was gab ihm seine Bewegung?

Alle drei Fragen finden eine denkbar einfachste Beantwortung: Die oberseits recht unauffällig gefärbten Ringelnattern besitzen an ihrer Ventralseite 167 bis 190 grosse, glänzende Bauchschilder, die in der Mitte schwarz, an den Rändern aber leuchtend weiss gefärbt sind. Diese kontrastreiche Unterseite gebraucht nun die Natter als Schreckmittel gegen Störenfriede und zwar immer dann, wenn sie durch niedere Temperaturen — wie dies vorstehend der Fall war — ihre sonst bekannte Natternschnelligkeit zeitweilig verloren hatte und nun in solcher Lage zur Abwehr gezwungen wurde. Die Verwendung der grellen Ventralseite erfolgte in der Weise, dass die dabei langsam weiterkriechende Schlange in rythmischen, kurzen Abständen eine grosse Körperschleife mit nach oben gekehrter Unterseite emporwarf und wieder niederfallen liess, wobei sofort der Körper sich zurückdrehte. Die hierbei entstehenden optischen Täuschungen vermitteln tatsächlich den Eindruck eines «rollenden Reifens» und wer die — seltenen — Erscheinungen einmal selbst erlebte, wird mir darin beistimmen, dass sie es sind, die einmal in grauen Vergangenheiten den Anst

Wirtschaft

Auch Moskau hat Nahrungssorgen

Wie Radio Moskau meldet, verbreitet die TASS eine umfangreiche Verordnung der Sowjetregierung und des Zentralkomitees der Bolschewistischen Partei mit neuen Bestimmungen und Anweisungen an die Landwirtschaftsorgane der verschiedenen Sowjetunion, die darin erklären, dass die Erntearbeiten in diesem Jahr die wichtigste Kriegsaufgabe überhaupt seien und die Anbaufläche um weitere 8,1 Millionen Hektar vergrössert werden müsse.

Für die eingetretene Misswirtschaft wird in der Verordnung u. a. folgende Gebiete angeprangert: Altai, Nowo-Sibirsk, Kuibyschew, Omsk, sowie die autonomen Sowjetrepubliken Mordwa und Tatarien. Diese Gebiete sind mit allen landwirtschaftsarbeiten und der Feldbereitstellung weit im Rückstand geblieben. Ferner haben die grossen landwirtschaftlichen Ertragsgebiete wie Sibirien, Ural, der ganze Südosten der Sowjetunion und vor allem Kasachstan — also der grösste Teil Russisch-Mittelasiens — ein Drittel der Anbaufläche und besonders den Rückgang einer dieser Bezirke so fruchtbaren ergiebigen Kultur wie den russischen Weizen aufzuweisen.

Wie englische Gesellschaften verdienen

Trotz des auch in England einsetzenden Dividendenstops können viele Unternehmen noch glänzend an Kriege verdienen und erstaunlich hohe Dividenden verteilen. Das bekannte Woolworth-Unternehmen hat jetzt seine Dividende für 1944 bekanntgegeben. Sie liegt über dem vorausgehenden Jahr 5% höher und beträgt bei einer Reingewinn ist 12,8% höher als 1943. Er beläuft sich auf 8,06 Millionen Pfund. Der Gewinnanteil stieg von 7,23 Millionen Pfund auf 7,89 Millionen Pfund und damit fast so gross wie das Aktienkapital von 7,5 Millionen Pfund.

Kriegsproduktion gegen zivile Produktion

Die Herstellung von Personenwagen für den zivilen Bedarf ist für das laufende Jahr nach einer New Yorker Meldung in den USA erheblich eingeschränkt worden. Infolge des Mangels an Gummireifen und an anderen sonstigen Bestandteilen kann sogar nach Angaben des Kriegsinformationsamtes täglich noch 200 Autos stillgelegt werden. Der Ersatzkriegsbedarf an Personenwagen wird jetzt bereits auf 12 bis 15 Millionen Stück geschätzt; für die Produktion hält man zur Zeit noch drei Jahre für erforderlich.

Sport-Renommistereien in den USA

Ein Sprecher des Handelsministeriums der USA schlug jetzt in einer Meldung aus Washington offiziell vor, die Exporte der USA nach dem Kriege zu rationieren. Er erklärte hierzu, dass es unmöglich wäre, eine angemessene Verteilung von USA-Gütern der ganzen Welt sicherzustellen. Gegenwärtig seien bereits zahlreiche Einkaufskommissionen aus USA, die dringend nach Gütern verlangten. Er appelliere gleichzeitig schon an die Bankiers in den USA, «grosszügigkeit beim Eingehen von Kreditabschlüssen für die Nachkriegszeit walten zu lassen. Es sei zu bedenken, dass mindestens für zwei Jahrzehnte die Sowjetunion kein sehr grosser Kunde werde.

Geringere Golddeckung in USA geplant

In New York wird berichtet, dass die Bank-Komitees des Senats und Repräsentantenhauses beabsichtigen, ein Gesetz zur Reduzierung der Golddeckung für die Notenreserven und Depositen in USA. von 35 Prozent einzubringen. Bisher war die gesetzmässige Golddeckung der Notenreserve 40%, die der Bankdepositen 35%.

Schwedens Aussenhandelspolitik

Im Zeichen der Unsicherheit nach seiner Isolierung

KOPENHAGEN

Schwedens Wirtschaftsleben wird durch die Aussenhandelspolitik der Regierung bestimmt und in Bahnen gelenkt, die sich heute als verhängnisvoll erweisen. 1937 erreichte der Aussenhandel mit einer Ausfuhr von zwei Milliarden und einer um rund 100 Millionen Kronen darüberliegenden Einfuhr eine Rekordhöhe. Die ersten Jahre des zweiten Weltkrieges liessen Schweden ziemlich unangefochten. Durch Deutschland und die anderen kontinentalen Länder wurde es mit allem versehen, dessen es zur Inganghaltung seiner Industrie und zur Versorgung und Beschäftigung des Volkes bedurfte, wenn auch nicht alle Löcher gestopft werden konnten, die durch Englands Blockademassnahmen entstanden waren. Seine im Ausland befindliche Handelsflotte erlitt jedoch, soweit sie sich in den Dienst Englands und der USA stellte, zwangsläufig starke Ausfälle. Auf den heimischen Werften wurden indessen Neubauten am laufenden Band nicht nur dazu bestimmt, die Verluste zu decken, sondern auch vorausschauend schon eine moderne Flotte für den nach dem Kriege erwarteten Güter- und Fahrgastverkehr vor allem nach Uebersee fertigzustellen.

Schwedens Aussenminister hat seine Politik einmal selbst dahin charakterisiert, dass sie sich von Fall zu Fall nach den gegebenen Machtverhältnissen richte. Schon Ende 1943 hat die schwedische Regierung geglaubt, dass die Niederlage der Achsenmächte nur eine Frage der Zeit sei. Die erste Folge war, dass sie in den Handelsverhandlungen mit Deutschland über den Warenaustausch 1944 die eigenen Lieferungskontingente — es waren die, auf deren Drosselung der Feindbund Wert legte — herabschrauben zu können glaubte. Am 23. August 1944 sperrte Schweden seine Häfen an der Ostküste für jeden ausländischen Verkehr. Praktisch kam nur der deutsche in Frage. Schon vorher war den schwedischen Schiffen aus Gründen der Sicherheit für Mannschaften und Fahrzeuge verboten worden, die deutschen Nordsee- und etwas später auch die deutschen Ostseehäfen anzulaufen.

Die Abschnürung der Handelsbeziehungen zum Grossdeutschen Reich und den mit ihm verbundenen Ländern hat für Schweden das Gegenteil von dem erreicht, was die Regierung erwartet hatte. Bleibt das Land auf längere Zeit «so isoliert», so läuft es Gefahr, sowohl in seiner Ausfuhr als auch in seiner Einfuhr lahmgelegt zu werden. Sein Aussenhandelsvolumen ist in den ersten Dreivierteljahren 1944 im Vergleich mit dem Durchschnitt der drei letzten Friedensjahre hinsichtlich der Einfuhr auf weniger als die Hälfte und hinsichtlich der Ausfuhr auf rund ein Viertel zusammengeschrumpft.

Schwedens Wirtschafts- und Finanzkreise sind sichtlich ernüchtert. Das wenig verheissungsvolle Zwischenspiel mit dem «Schiffahrtspool», der «Vereinigten Nationen» hat besonders ehokiered gewirkt. Schweden hatte seine Aussenhandelspolitik darauf eingestellt, dass der ausserordentliche Warenbedarf nach dem Kriege gerade seiner Industrie, seinem Handel, seiner Schiffahrt und damit insgesamt auch der Beschäftigung seiner Bevölkerung die weitesten Möglichkeiten bei voller Selbstbestimmung eröffnen würde. Nun erlebt es, dass viele Berechnungen verfrüht und verkehrt waren und nicht in Rechnung gestellte Konstellationen auftauchten. Auch für den Fall, dass es in die Lage versetzt würde, seine Ausfuhrpläne zu verwirklichen, ist es sich darüber klar geworden, dass kein Land ihm bar bezahlen würde. Dieser Teil seines «Nachkriegs»-Programms gipfelt deswegen darin, wie weit das Land einen etwaigen Ausfuhrüberschuss mit den eigenen Devisen finanzieren könnte.

Das letzte deutsch-schwedische Warenaustauschabkommen ist Ende Dezember des vergangenen Jahres abgelaufen. Neue Verhandlungen haben bisher nicht stattgefunden. Die Auswirkungen der Abwürgung des Handels mit Deutschland kommen schon jetzt darin zum Ausdruck, dass eine Erzgrube nach der anderen schliesst, dass Holz in bisher unbekanntem Masse geschlagen werden muss, und dass trotzdem der Brennstoffmangel zu einschneidendsten Massnahmen für die Industrie und den Haushalt zwingt. Kohlen und Koks nahmen vor dem Kriege nicht weniger als 83 vH des gesamten Brennstoffverbrauchs ein. Privates und staatliches Bauwesen sind ohne deutsche Kohlen- und Eisenlieferungen zur Stillegung verurteilt. Die Staatsbahnen stecken schwere Güterverluste ein, das Wirtschaftsleben ist an sich durch die schlechte Ernte des Vorjahres belastet. Bedeutende Warenlager sind, nicht zuletzt dank der bewusst verstärkten Einfuhr aus Deutschland, noch vorhanden, die Kaufkraft der Krone aber hat für die breite Masse um mehr als 30 vH nachgelassen. Nun wird das Gas rationiert. Die Gewerkschaften verlangen Lohnerhöhungen. Eine allgemeine Streikdrohung brandet bereits gegen die Dämme der Lohn- und Preisstoppolitik des Staates.

Der Engpass, in den Schweden durch die von ihm selbst heraufbeschworene Isolierungspolitik geraten ist, wird auch im Volk erkannt und öffentlich besprochen. Das Blatt der massgebenden Regierungspartei, «Morgentidningen», schreibt: «Alles muss bezahlt werden, und wenn der Krieg sich länger hinzieht, während unsere Vorräte einschrumpfen, stellen sich die Folgewirkungen in Gestalt verschiedener Knappheiten ein. Zwillingsbruder der Versorgungsnöte ist die Arbeitslosigkeit». Ein anderes Blatt kommt nach Aufzählung aller schon eingetretenen und noch bevorstehenden Schwierigkeiten zu folgendem Schluss: «Alles dieses, das nun am Nervensystem unseres Wirtschaftslebens rüttelt, ist direkte Folge der «schönen Geste», die die Regierung sich mit dem Abbruch der Handelsbeziehungen zu Deutschland erlauben zu können glaubte. Wie soll der Fehler wieder gutgemacht werden, ehe der Schaden unübersehbar wird?»

Schwedens Aussenhandelspolitik, ausgerichtet nach konjunkturellen Erwägungen, ist festgefahren. Es fehlt zwar nicht an Stimmen, die zur Besinnung auf den europäischen Gedanken mahnen, sowohl politisch als auch wirtschaftlich, aber im Augenblick sind sie noch wirkungslos.

Zahlungsverkehr normal

Höhere Anforderungen werden befriedigt

BERLIN

Das Näherrücken der Front an die Reichshauptstadt, in der das feinnervige System des Geld- und Kreditwesens seine Spitze hat, und die Auswirkungen des letzten schweren Terrorangriffs auf Berlin haben die Führung unseres Gold- und Kreditwesens vor eine Reihe von Problemen gestellt. Es war nicht einfach, den Zahlungsverkehr unter erschwerten technischen Bedingungen in Ordnung zu halten angesichts der Störungen, die im Apparat zwangsläufig entstehen mussten. Heute schon kann man sagen, dass diese Probleme im wesentlichen überraschend schnell gelöst worden sind, und dass wirkliche Unterbrechungen vor allem des Zahlungsverkehrs, die sich auch auf das ganze übrige Reich erstreckt hätten, dank energischer und teilweise improvisierter Massnahmen vermieden werden konnten.

Diese Aufgabe des Influsshaltens des gesamtdeutschen Zahlungsverkehrs war umso schwieriger, als durch die jüngste Entwicklung auch die Anforderungen stark zugenommen haben. Die Auszahlungen sind vor allem durch die Ereignisse in den Ostgebieten nicht unwesentlich gestiegen, während die Rückflüsse gleichzeitig eine Verlangsamung erfahren haben. Sowohl im Bargeldverkehr als auch im unbaren Zahlungsverkehr sind alle Voraussetzungen für die Deckung des erhöhten Verkehrsbedarfs geschaffen, Voraussetzungen, die heute in der Hauptsache technischer Natur sind. Der Notenbedarf ist durch die vorsorglichen Massnahmen und durch Vereinfachung in der Herstellung unbedingt sichergestellt, sodass sich hier keinerlei Stauungen ergeben können. Auch der bargeldlose Zahlungsverkehr ist in allen Netzen, sei es das Reichsbanknetz, das Netz der Kreditbanken, der Sparkassen und Kreditgenossenschaften, in Ordnung gehalten worden. Dass gewisse Verzögerungen hier und dort entstehen, ist bei den Schwierigkeiten des Postlaufs nicht immer zu vermeiden, davon abgesehen jedoch ist die Kontinuität der Zahlungen gewährleistet.

Auch auf dem Gebiet des Kapitalmarktes hat die letzte Zeit manche neuen Anforderungen gebracht. Der vorhandene Geldbedarf führt teilweise zur Notwendigkeit von Realisationen, wobei die Rentenwerte naturgemäss im Vordergrund stehen, und hier wiederum die Werte des Reiches. Man kann aber auch nach dem neuesten Stand nur wiederholen, dass die Rückflüsse z.B. in Reichsanleihen, die durch Interventionen der Notenbank meist im Auftrag des Reiches aufgefangen werden, sich im Verhältnis zum Gesamtumlauf in minimalen Grenzen bewegen. Auch heute gilt noch, dass diese Rückflüsse nur einen Teil der Summen ausmachen, die im Juli und August des vergangenen Jahres aufzunehmen waren.

Auch am übrigen Rentenmarkt und vor allem am Markt der Industrieanleihen kann trotz des steigenden Angebots und der Zurückhaltung in der Nachfrage einzelner Werte in der grossen Linie von einer ruhigen Haltung gesprochen werden. Dass dabei für einzelne Werte Kursstreichungen nicht zu umgehen waren, und dass in anderen anfallendes Angebot nur nach und nach untergebracht werden kann, ist nur natürlich. Auf anderen Marktgebieten, die gegen Schwankungen weniger anfällig sind, konnte jedoch selbst die Kursstabilität voll aufrecht erhalten werden.

Am Aktienmarkt ist das Bild nicht wesentlich anders. Neben Werten, die unter die Stoppkurse gedrückt wurden, oder bei denen Kursstreichungen vorübergehend erforderlich wurden, gibt es auch jetzt noch Standardwerte, bei denen das Angebot in jüngster Zeit etwas zurückgegangen ist und in denen ständige Nachfrage eine absolute Stabilität garantiert.

Alles in allem kann man sagen, dass das deutsche Geld- und Kreditsystem dem starken Belastungsdruck der letzten Zeit voll standgehalten hat.

Smokings in Serien

Noch immer ist es so, dass Ingenieure und Techniker die Fortschritte der Serien- und Massenproduktion zu begrüssen geneigt sind, während weite Verbraucherkreise von einem sichtlichen Gefühl der Beklemmung befallen werden. Zwar bejaht man die stoff- und arbeitsparende, nach ihrem Ergiebigkeitsgrad zweifellos überlegene Massenproduktion mit dem Verstand, gefühlsmässig aber schluckt man sie gleichwohl wie eine bittere Pille hinunter, weil man von ihr eine Niederwalzung und Verarmung des persönlichen Lebensstils befürchtet. Gewiss hat jede Massenanfertigung eine gewisse Typenbeschränkung und Bedarfsvereinheitlichung zur Voraussetzung, der Herstellungsprozess in «Stromlinienform» lohnt sich nur bei der Abgrenzung fester Standardtypen. Niemand kann indes ernsthaft bestreiten, dass wir in den zurückliegenden Jahren auf mancherlei Gebieten unter einer unsinnigen Vielfalt von Mustern und Sorten, einer krankhaften Sucht nach ewig neuen Formen, einer heillosen Bedarfszersplitterung und unnützen Nachfrageverzettelung gelitten haben. Eine derartige Kräftevergeudung bedeutete am Ende für keinen Menschen mehr einen realen Vorteil — es sei denn für eine Handvoll betriebsamer Spekulanten, die, von ständiger Käuferüberrumpelung lebend, den Markt unaufhörlich mit Ausgeburten ihrer Phantasie bevölkerten. Will es uns nicht schon heute als grotesker Unfug erscheinen, dass es einmal, sage und schreibe, 700 verschiedene Herrenkragenmodelle gegeben haben soll, von denen überdies ein jedes in sämtlichen Grösseordnungen herausgebracht wurde? Eine Kollektion von Hunderten verschiedener Smokingstoffe lässt sich zusammenstreichen, ohne dass man deshalb die Vision heraufzubeschwören braucht, Diplomaten und Saxophonbläser müssten fortan in einem Einheitssmoking umherlaufen. Grenzüberschreitungen von Seiten der Massenproduktion wird man, sobald wir uns in der Friedenswirtschaft wieder einrichten können, zurückweisen, doch eine gewisse Flurbereinigung in dem allzu üppig ins Kraut geschossenen Sortenwirrwarr ist ohne Frage nur zu begrüssen. Gerade weil das von Vernunftserwägungen nicht abgebremste Stimmungspendel in der Nachkriegszeit leicht nach entgegengesetzter Richtung ausschlagen könnte, wäre es wünschenswert, dass diese Erkenntnis auch dann nicht verloren ginge, wenn uns der Krieg nicht mehr die augenblickliche Entziehungskur auferlegt.

Umschau

Neue Belastung Bonomi-Italiens. Der amerikanische Finanzminister Morgenthau erklärte kategorisch, dass die Bonomi-Regierung und nicht der amerikanische Staatsschatz das in Italien ausgegebene Besatzungsgeld zu decken habe. Bekanntlich ist Süditalien seit Beginn der Besatzungsherrschaft von Besatzungspfunden und Dollars überschwemmt worden.

Spät kommt es — und bringt wenig. Wie aus Paris gemeldet wird, traf jetzt, rund siebeneinhalb Monate nach Beginn der Invasion, das erste «Liberty»-Schiff aus den USA mit Waren für den zivilen Bedarf in einem französischen Hafen ein.

Zu den neuen Finanzmassnahmen in Griechenland wird aus Athen richtig gestellt, dass der griechische Finanzminister ein Einfuhrverbot lediglich für Goldbarren und Wertpapiere ausgesprochen hat, nicht jedoch für Goldmünzen. Andererseits ist die Goldausfuhr insgesamt genehmigungspflichtig.

Anschlag auf Spaniens Neutralität geplant? Die spanische Presse verzeichnet eine zunehmende Häufung von Stimmen aus England und den USA, die von einer «Einschaltung» der spanischen Handelsflotte bei «Hilfstransporten» sprechen.

Der spanische Fischfang erreichte 1944 eine Gesamtmenge von 481 600 Tonnen, deren Wert mit 1079 Millionen Peseten beziffert wird. Der Preis je Tonne belief sich 1944 auf 2288 gegen 2372 Peseten im Vorjahr.

Neues Eisen- und Schwefelkiesvorkommen in Spanien. Nachdem kürzliche Untersuchungen vorzügliche Eisen- und Schwefelkiesvorkommen in den spanischen Provinzen Coruna bei Cepeda ergaben, hat die spanische Regierung diese Lager für den Staat reserviert.

Sport

Grosse Tischtennis-Ueberraschung

Um für eine kommende, grössere Aufgabe eine möglichst spielstarke Formation zusammenzustellen, war nachstehendes Turnier in jeder Hinsicht sehr aufschlussreich. Bereits vor der Gründung der Turn- und Sportgemeinschaft Triest bestanden schon eine Reihe leistungsfähiger Tischtennismannschaften, weil dieses Sport-Spiel bei vielen Einheiten als unterhaltsame Freizeitgestaltung gern gepflegt wird. Durch die neue Triester Uebungs- und Wettkampfgemeinschaft sind nun alle diese kleinen Spielgruppen militärischer und ziviler Einsatzkräfte im hiesigen Raum in der Lage, ihre im Rahmen der Truppenbetreuung wertvolle sportliche Abendunterhaltung durch einen lebhaften Turnierbetrieb erheblich bereichern zu können.

Gute Leistungen und spannende Kämpfe! Die bisher stärkste Turniermannschaft musste gestern abend die überraschende Feststellung machen, dass der neue Gegner über ein derartig ausgeglichenes Spielermaterial verfügte, dass die knappe Niederlage der A-Mannschaft als durchaus gerechtfertigt erscheint.

Die B-Auswahl gewann mit 5:4 (17:16 Spielen und 601:576 Punkten). In den Einzelspielen war der Turniersieger mit 4:2 erfolgreich, während sich bei den Doppelbegegnungen hingegen die A-Mannschaft mit 2:1 als etwas spielstärker erwies.

Der überragende Aktive dieser interessanten Auseinandersetzung war Haehnel, die Hauptstütze der A-Mannschaft, der gegen den besten Mann des Turniersiegers stand. Er zeigte in allen Schlagfolgen eine derartig sichere Hand, war im Angriff und in der Verteidigung so dominierend, dass der gewiss nicht spielschwache Menzel ohne Gewinnschange blieb. Die glatte Niederlage von Schumann (A), der diesmal indisponiert war, wirkte überraschend. Er fand nicht die richtige Einstellung zum beherzt spielenden Gegner Gohlke. Auch verdient die gute Leistung von Schade (B) der Erwähnung. Sch. zeigte eine technisch und taktisch kluge Spielanlage.

Ergebnisse (die B-Auswahl zuerst genannt): Knütsch - Meyer 3:1; Belitz - Schlabach 3:0; Schade - Marks 3:0; Scheliga - Ullrich 1:3; Gohlke - Schumann 3:0; Menzel - Haehnel 0:3.

Knütsch/Belitz - Meyer/Schlabach 3:1; Schade / Scheliga - Marks/Ullrich 1:3; Menzel/Gohlke - Haehnel/Schumann 1:3.

Offenes Tischtennis-Turnier

Die Deutsche Turn- und Sportgemeinschaft Triest wird am Freitag, dem 9. März ein offenes Tischtennis-Turnier (Einzel und Doppel) durchführen, an dem sich alle deutschen Angehörigen der militärischen und zivilen Einsatzkräfte beteiligen können.

Meldungen sind bis zum Donnerstag, den 7. März (von den Einheiten in möglichst gesammelter Aufführung) schriftlich einzureichen, und zwar an die Deutsche Turn- und Sportgemeinschaft Triest, Justizpalast, Zimmer 217.

Nähere Angaben über Austragungsort und Zeitpunkt werden noch bekanntgegeben werden.

Boeu.

Wir senken die Fahnen

Den Heldentod erlitt weiter *Leutnant Kurt Exmes*, einer der besten Nachwuchsspieler im deutschen Wasserball. Er war Mitglied der «Wasserfreunde» Hannover.

Blick nach Deutschland

Warum geht ein Brief heute länger?

BERLIN

Wir haben uns jetzt daran gewöhnen müssen, dass ein Brief aus einem anderen Reichsteil manchmal eine Woche und länger braucht, bis er uns erreicht, dass selbst im Ortsverkehr erhebliche Verzögerungen eintreten. Die Folge ist, dass man auf die Post schimpft oder sich beschwert. Ganz zu unrecht! Denn trotz aller Schwierigkeiten setzt die Reichspost alles daran, um ihren Dienst aufrechtzuerhalten, und sie ist sich insbesondere auch voll und ganz der Bedeutung bewusst, die im Zeichen des Bombenterrors auch dem privaten Nachrichtenaustausch zukommt, der heute einzig und allein auf die Briefpost angewiesen ist. Sie appelliert anderseits immer wieder an die Volksgenossen, auch im Briefeschreiben gerade im Interesse dieser und anderer kriegswichtiger Dienste Zurückhaltung zu üben. Nur aus der Freude am Schreiben sollte heute niemand die Post belasten.

Die Verzögerungen im Postdienst haben die verschiedensten Ursachen. Vergleicht man den Brief mit einem stillen Reisenden, dann wird jeder, der in diesen Tagen reisen musste, verstehen, was das bedeutet. Man denke an die Einschränkungen des Zugverkehrs, die dadurch beschränkte Beförderungsmöglichkeit der Bahnpostwagen, die Zugverspätungen, plötzliche Umleitungen von Zügen, verpasste Anschlüsse, Alarme und Tieffliegerangriffe, Personalschwierigkeiten, um zu erkennen, dass allein der Reiseweg der Briefsendung einem Hindernislaufen vergleichbar ist. Weitere Verzögerungen können sich insbesondere nach grösseren Terrorangriffen ergeben. Man stelle sich folgende Tatsachen vor: dass die Millionen-Durchgänge eines Grosspostamtes jetzt unter wesentlich primitiveren Verhältnissen verteilt und bearbeitet werden müssen, auch ohne jeden Mechanismus; dass die Tausende von Postbeuteln des täglichen Eingangs nicht mehr mechanisch ihren Weg nehmen, sondern auf dem Rücken herumgeschleppt werden müssen, dass die Bahnpostwagen zeitweilig das Stadtgebiet überhaupt nicht erreichen und schon weit draussen umgeladen werden müssen, dass möglicherweise vorübergehend auch Postkraftwagen ausfallen oder Strassenbahnen, deren sich die Post bedient, dass Verkehrswege in den Städten unpassierbar geworden sind, dass wesentliche Teile des Personals wegen eigenen Bombenschadens ausfallen, dass die Empfänger der Sendungen ausgebombt sind, dass die Arbeit durch Stromabschaltung oder durch Alarme unterbrochen wird. Das sind nur in groben Umrissen die Erschwernisse, welche die heute unvermeidlichen Verzögerungen im Postdienst zur Folge haben. Man darf gewiss sein, dass die Reichspost und ihre Gefolgschaft das Menschenmögliche leisten, so dass auch nach schweren Einbussen Betriebsunterbrechungen auf ein Mindestmass beschränkt werden konnten.

Jeder helfe der Post bei ihrer schweren Aufgabe durch möglichste Zurückhaltung, sorgfältige Anschriften und regelmässige Angabe der Postleitzahl.

Weiterhin gesicherte Fleischversorgung

BERLIN

Wie vom Reichsnährstand mitgeteilt wird, zeigen die Anlieferungen von Schlachtvieh an die deutschen Märkte und Verteilungsstellen auch in diesen Wochen — von den Frontbezirken abgesehen — weitgehend den erwarteten Umfang. Die Grossverbrauchsplätze in den Zuschussgebieten wurden nach wie vor durch Viehtransporte oder Fleischzufuhren auskömmlich versorgt. Die nicht leichte Aufgabe, den für die Versorgung der Rückgeführten erforderlichen Bedarf sicherzustellen, konnte ungeachtet aller Schwierigkeiten weitgehend gelöst werden. Die Marktversorgung wurde im übrigen durch die Verwertung von Räumungsvieh unterbaut. Die Verbraucherschaft konnte ihren kartenmässigen Bedarf an Fleisch und Fleischwaren, Fleischschmalz und Schlachtfetten im Laufe der Zuteilungsperiode durchaus decken.

Mehr Vollkornsuppen in den Gaststätten

BERLIN

Die steigende Bedeutung der Gaststätten für die Speisung Berufstätiger ergibt sich aus der wachsenden Zahl der ausgegebenen Mahlzeiten. Auch in den Gaststätten wird dabei das Prinzip beobachtet, die Speisen nicht nur schmackhaft, sondern so nährkräftig wie irgend möglich zu gestalten. Nach den Erkenntnissen neuzeitlicher Gesundheitsführung kommt dabei u. a. dem Vollkornbrot erhebliche Bedeutung zu. Im Einvernehmen mit allen zuständigen Stellen sind daher auch Vollkorngerichte eingeführt worden. Es wurden zahlreiche praktisch erprobte Rezepte den Gaststätten zugeleitet, die bei den Gästen grossen Anklang gefunden haben. Nunmehr haben die beteiligten Stellen vereinbart, dass in Zukunft bei den Gaststätten vor allem Vollkornsuppen in erheblich grösserem Umfange verabreicht werden sollen. Der Reichsvollkornbrotausschuss stellt die Beschaffung von Vollkornschrot sicher, während die Wirtschaftsgruppe Gaststättengewerbe für die entsprechende Verarbeitung sorgen wird.

Amtliches

Eierverteilung

Ist bis Dienstag 6. März werden bei den Milchgeschäften, Eierverteilungs- und Verteilungsstellen der Comitati Operaie an die Normalverbraucher der Gemeinde Triest gegen Abschnitt des Bezugsabschnittes Nr. 152 der Karte für verschiedene Lebensmittel November-Februar zwei Eier pro Kopf verteilt. Kleinverteilungspreis Lire 15.— pro Stück.

Kino u. Varieté

Film in deutscher Sprache.

Triest

ODEATENKINO. 16 u. 19 Uhr, Montag 16 Uhr: «Wenn die Sonne wieder scheint». *

VITTORIA. 14: «Geheimer Gang» und Varieté. *

NAZIONALE. 14.30: «Ich vertrau' Dir meine Frau an», Heinz Rühmann. *

PALAZZO. 14.30: «Liebespremiere» mit H. Söhnker, F. Odemar. *

DRAMMATICO. 14: «Die lebende Statue» und Varieté.

ALCINEMA. 14: «Die Gattin» mit Hugo und Willy Fritsch. *

ARIS. 14: «Träumerei» mit Hilde Krahl und Wieman. *

ARIOSTO. 14: «Akrobat schö... ön», mit Charles Rivel und Clara Tabody. *

Udine

VITTORIA. 14: «Kora Terry».

MODERNO. 14: «Das Fräulein».

GARIBALDI. 14: «Das Glück ist anwesend».

ROMA. 14: «Ein Drama in der Musik».

MANZONI. 17.30: «Der Feuertanz».

Laibach

KINO SLOGA. 16 und 19 Uhr: «Andalusische Nächte» mit Imperio Argentina. *

KINO UNION: «Die grosse Nummer» mit Lenni Marenbach und Rudolf Prack. *

KINO MATICA: «Drei Frauen um Liebe», Fosco Giachetti, Maria Cebotari. *

Stellenangebote

Burschen oder Mädchen

für die Zustellung von Zeitungen sofort gesucht von der «Deutschen Adria-Zeitung», Piazza Goldoni 1.

Haushaltungs-Hilfskraft (weiblich)

mit etwas Schreibmaschinen-Fertigkeiten und deutschen Sprachkenntnissen per sofort gesucht. «Deutsche Adria-Zeitung», Piazza Goldoni 1, Zimmer 3.

Borsatti
Juwelier und Uhrmacher Corso E. Muti 39

Geschäftsanzeigen

Bruno Rossi
Lichtpausanstalt
TRIEST
Via Nicolò Machiavelli Nr. 22

Gute Fachgeschäfte in Triest

Bernardini Giovanni
TRIEST
Via P. R. Gambini 33
Baumaterial

Verkauf und Reparaturen von Füllfederhaltern
Papierhandlung «S. GIUSTO»
TRIEST Via Mazzini 41

Drogerie und Parfümerie
ETTORE ZERNITZ
Inh. Tullio Zernitz
TRIEST
Via C. Battisti 2, Telefon 6907

Gastone TREVISAN
UHRMACHER - GOLDSCHMIED
REPARATUREN
CORSO GARIBALDI 5

Giusto Trevisan
CORSO E. MUTI 30
TELEF. 94-018
Uhrmacher u. Goldschmied
Juwellergeschäft
Grösste Auswahl
Eigene Reparaturwerkstätte

DEUTSCHE ZEITSCHRIFTEN
Parovel u. Gregoretti
Via degli Squadristi 1

in SUSSAK
JOSEF SMERDEL
SUSSAK
Delikatessen, Bar u. Zuckerbäckerei

Deutschland - Italien
Wirtschaftsaustausch jetzt und später

HAAS & SOHN
Puddel- und Walzwerk, Giessereien
Eisen- und Stahlverarbeitung
Anfragen beförd. Haasenstein & Vogler, Berlin W 35, Potsdamerstraße 68, im Haas-Kundendienst

Hermann Koch
Metallwarenfabrik und Kunstharzpresserei
CREIDLITZ b. Coburg
Spezialfabrik von Schraub- und Steckverschlüssen a. Kunstharz u. Metall für Flaschen, welche in der chemischen, pharmazeutischen Industrie Verwendung finden

Festo-Maschinenfabrik
Gottlieb Stoll, vorm. Fetzer & Stoll
Eßlingen am Neckar
Spezial-Holzbearbeitungsmaschinen mit eingebauten Benzin- und Elektro-Motoren

Albert Glühmann
Fass- und Bottichfabrik
FREITAL b. DRESDEN
Ruf 87 33 48, 87 31 37

Umberto Veruda

TRIESTS BEDEUTENDSTER MALER UM 1900

Der Spätfrühling des Jahres 1888 strahlte aus Blumen und Grün auf allen Hügeln rings um den Golf. Triest war schon über die Barriera Vecchia, wo sich heute die Piazza Garibaldi weitet, hinausgewachsen und kletterte mit kleinen und grossen Häusern die breiteren Hänge von San Giacomo hinan: auf der einen Seite mit der Aussicht auf die Bucht von Muggia, auf der anderen landwärts mit dem Blick gegen den Bergrücken des Karstes. Hier senkte sich die Stelle der via Molino a Vento (Windmühlenstrasse), die diesen Namen dem Umstande verdankt, dass ein Franzose sein Geld in ein kurzatmiges Unternehmen steckte und auf der Höhe einen Holzbau mit Flügelarmen errichten liess. Diese Windmühle wurde in den napoleonischen Kriegen vorübergehend in ein Befestigungswerk umgewandelt und verschwand nachher vollständig, ohne eine andere Spur zu hinterlassen als den Namen, der noch heute besteht.

Auf dieser abschüssigen Strasse schlenderte eines Morgens ein zwanzigjähriger junger Mann, der nicht unbemerkt bleiben konnte. Schon seine Statur war imposant; aber am meisten forderte die exzentrische Aufmachung, die um das lange, hagere Gestell seines Körpers flatterte, die Blicke aller Passanten heraus. Der Junge war nicht schön, doch männlich in Aussehen und Gestalt. Er kam die via Molino a Vento, in der er wohnte, in reichlich wallenden Kleidern herunter. Die weiten grossgewürfelten Hosenröhren flossen aus einem auffälligen, überlangen Rock, an Umfang breiter als die Glocke von San Giusto, und öffneten bei jedem Schritte ihre grossen Mäuler über die mächtigen Stiefel mit den platten Spitzen.

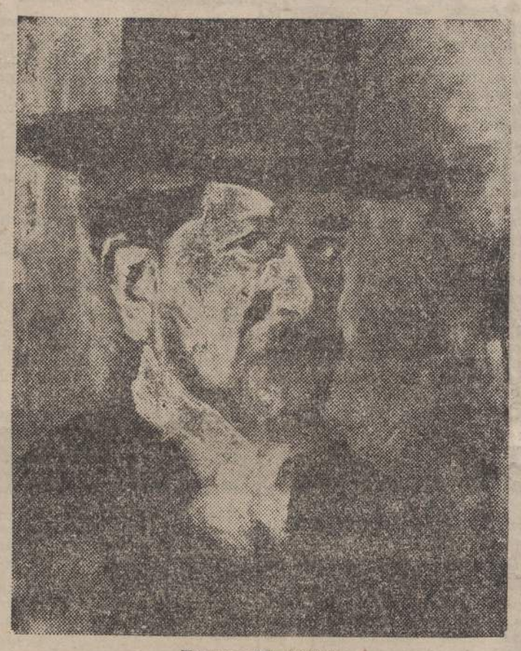
Es gab schon damals in jener Strasse eine Reihe von kleinen Geschäften, die mit Altwaren und abgelegten Kleidern handelten. Die Kinder der Kaufleute vermummten sich in aller Eile, unter silbernen Lachtrillern, in alte abgebrauchte Mäntel, in deren Aermel und Falten ihre Händchen und Beinchen verschwanden, und folgten dem jungen Mann dann in schuldiger Entfernung, indem sie seine langsamen Schritte nachahmten und zum Spass die weiten Mäntel hin und her schwenkten.

Der kümmerte sich nicht darum. Und auch die Vorübergehenden brachten ihn nicht aus der Fassung, wenn sie sich gegenseitig auf ihn aufmerksam machten und mit den Fingern auf die riesige Blume deuteten, die er im Knopfloch trug; oder, wenn sie das Hütlein auf seinem Kopfe belächelten, das wahrscheinlich nur deshalb so klein war, damit seine winzige plattgedrückte Nase von einer breiteren Krempe nicht zu sehr gedemütigt werde.

Uebrigens lenkte Umberto Veruda, so klang sein Name, nicht bloss durch die Extravaganz seiner Kleidung überall die Blicke auf sich; er war kein Fremder mehr; alle wussten um den jungen Maler, der nach seiner Rückkehr aus München als Verfechter des Impressionismus einen wahren Sturm entfesselt hatte; der die Presse beschäftigte und die ältere Generation in Aufruhr brachte, während die Jungen ihm zujubelten; der zum Gegenstand aller Gespräche in der Stadt geworden war, die noch nie zuvor so viel Worte für einen Maler verloren hatte wie für diesen Sonderling.

Er war 1868 geboren. Im Jahre 1875 hatten die beiden Maler Scomparini und Lonza eine Bewegung in der Avantgarde der Maler ausgelöst, indem sie der Farbe den absoluten Vorrang geben wollten. Der junge Veruda war in seinen Anfängen ein Schüler Scomparinis; der Einfluss ist in seinen Erstlingsarbeiten deutlich erkennbar.

Wer ihm jetzt in seiner verschrobenen Aufmachung begegnete, mit dem spöttischen Ausdruck im Antlitz, der glaubte vielleicht einen Weltverächter vor sich zu haben. Aber das schien nur so. Umberto Veruda vergötterte seine Mutter; er trug eine Kindesseele in sich; er war ein weicher, empfindsamer Mensch, hinter dessen sarkastischen Ausfällen sich eine zuweilen fast krankhafte Melancholie verbarg. Er war nie mit sich selbst zufrieden. Auch das Geld gefiel ihm nur, wenn er damit Gutes stiften konnte. Einmal verschenkte er den vollen Ertrag, den er für den Verkauf eines Bildes erhalten hatte, um den Arzt und die Medikamente für ein armes, schwindsüchtiges Mädchen zu bezahlen. Bedingung war: Das Mädchen durfte niemals den Namen des Spenders erfahren.



Verudas Selbstbildnis

Als er den Fuss auf die Piazza Barriera setzte, trat ihm die grosse, kräftige Gestalt des Augenarztes Bretthauer lächelnd entgegen. Der war ein begeisterter Kunstliebhaber; aber seine Bewunderung für Veruda grenzte an Verehrung. Er ging ebenso exzentrisch gekleidet und hatte beinahe dieselbe Gangart. Ohne einen Morgengruss fuhr er den jungen Maler herausfordernd an: «Steigt man in solcher Ausstattung in der Welt herum?» Und Veruda, immer schlagfertig, entgegnete scharf: «Glauben nur Sie das Recht zu haben, den Scharlatan zu spielen?»

Beide lachten hell auf; es war nur ein kurzes Lachen, das den Morgengruss ersetzte. Denn diesem Freunde gegenüber — wie nur vor wenig anderen — entlarvte der junge Künstler seine wahre, selbstquälerische Natur. Ein Ziel stand vor ihm: Velasquez. Wie eine verzehrende Flamme trug er den Traum in sich, aus Angst vor seiner Unerfüllbarkeit, mit der Palette das geheimnisvolle Wunder des Lichtes entdecken zu können. Und vor Bretthauer tat er plötzlich den Ausruf, der vielleicht absurd erscheinen kann, aber in Wirklichkeit das Wesentliche seines Wollens andeutete: «Ich möchte nur für einen Augenblick einen Sonnenstrahl besitzen.»

Bei solchen Verzweiflungsausbrüchen tat der Arzt gewöhnlich alles, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; aber diesmal kam ihm der Maler Ballerini zu Hilfe. Als sie in die via Barriera einlenkten, stand er plötzlich vor ihnen. Enea Ballerini hielt sich selbst für einen Adonis und für einen grossen Aquarellisten. Aus diesem Grunde war er häufig die Zielscheibe witziger Bemerkungen seitens seiner Kollegen. Auch jetzt erzählte er sofort von seinem letzten Werk: dass es vortrefflich gelungen sei und die ganze Stadt in Staunen versetzen werde. In diesem Augenblicke ging ein junges Mädchen vorüber. Ballerinis umständlicher Gruss wurde mit einem hellen Lächeln erwidert.

«Wer ist das?» fragte Veruda, dem die anmutige Haltung des Mädchens nicht entgangen war.

«Eine ehemalige Schülerin von mir», entgegnete Enea breitbeinig. — Nun, bei solchen Anlässen waren in Veruda weder Trauer noch Verzweiflung stark genug, um die Pfeile seines sarkastischen Witzes abzustumpfen. «Stickschülerin?» frug er, und machte dabei die unschuldigste Miene der Welt.

Ballerini verzog das Gesicht und eilte davon.

Ja, Veruda besass eine gefährliche Zunge; sein Witz konnte kaustisch und verletzend sein; aber er war auch im selben Masse gerecht. Er hat es nie geduldet, dass man von einem anderen Künstler Uebles sage, wenn er von seinem Werte überzeugt war. Ein paar Tage vorher schnitt er einigen Unberufenen mit scharfen Worten die Rede ab, als sie in einer kleinen Kunstausstellung den jungen Maler Fittke angreifen wollten.

Langsam gingen die beiden Freunde weiter auf die Portici di Chiozza zu, (Heute am Eingang zur Via C. Battisti, über den grossen Portikus-Bögen). Das dort befindliche Kaffeehaus wurde damals von allen bekannten und unbekannten Grössen unter den Künstlern und Schriftstellern der Stadt besucht. Hier wurde phantasiert und gehofft, geplant und besprochen, und vielleicht wurde auch mancher Einfall in der etwas schweren, mit Mokkadüften geschwängerten Luft geboren. Die Räume boten nur selten Gelegenheit zu ernster Sammlung, meist war das Treiben zu lebhaft; durch die Fenster in dem damals noch niedrigen Bogengang blickte man auf eine der verkehrsreichsten Strassen von Triest. Veruda, im Begriffe einzutreten, verabschiedete sich von seinem Freunde. Ein unwiderstehlicher Drang zur Arbeit hatte ihn gepackt.

«Mit diesem ewigen Eifer bringst du dich noch um», tadelte der Arzt, aber er drängte nicht weiter, weil er wusste, dass es nichts nützte.

«Je mehr man arbeitet, umso mehr lernt man», gab der Maler, beim Ueberschreiten der Türschwelle, noch rasch zurück. Auch diesmal lag in den wenigen kargen Worten ein tieferer Sinn verborgen. Sie besagten eigentlich nur etwas Selbstverständliches; aber für ihn waren sie von besonderer Bedeutung. Nur bei der Arbeit enthüllen sich dem Künstler die eigenen Mängel, nur bei der Arbeit entdeckt er immer neue Probleme, die in Angriff genommen und gelöst werden müssen.

Seine alte Unzufriedenheit mit sich selbst hatte sich in letzter Zeit noch gesteigert; er war im Wettbewerb um den Rom-Preis unterlegen. Diese öffentliche Niederlage traf ihn härter als der Verlust des hohen Stipendiums und der vorläufige Verzicht auf einen längeren Aufenthalt in Rom. Die Schenkung war von der Baronin Cecilia von Rittmeyer zur Erinnerung an ihren Gatten Karl gestiftet worden. Als Sieger ging in diesem ersten Treffen der Maler Wostry hervor, der zusammen mit Grünhut und Veruda an dem Wettbewerb teilgenommen hatte. Er war fest entschlossen, im kommenden Jahre zu siegen und trug den Plan für die neue Preisarbeit bereits im Kopfe mit sich herum.

* * *

Wie lebhaft war der Verkehr in dem Stadtteil, den er durchquerte. Allerhand Fuhrwerk, kleine und grosse Wagen knarrten auf dem Pflaster. Menschen gingen in den Geschäften aus und ein. Hinter ihm düsterte die lange, niedrige Kaserne mit dem Wachposten vor dem Eingang. Vor ihm, in seiner Wegrichtung, rollten schwarzlackierte Fiaker, bimmelten die kleinen Glocken am Kummet, der Tramwaypferde, die beim Trotten mit den Köpfen nippten; die kleinen Tramwagen quietschten auf den Geleisen und fuhren mit klirrenden Fensterscheiben an ihm vorüber. Drüben, auf der anderen Seite, war es stiller; dort drängten sich die Häuser mehr zusammen, die Strassen waren enger und ärmer an Licht.

Veruda schritt langsam aus und beachtete gar nicht, was um ihn herum vorging. So erreichte er sein Haustor, stieg die Treppen hinauf, öffnete die Tür zum Atelier und — der Traum war da, die Wirklichkeit seiner schäumenden Phantasie: ein Bett, ein junges Weib, knieend am Boden und weinend am Bettrand... Ja, so würde die Mutter sterben; mit dem letzten Hauch ihrer Seele flüstert sie ihrer schluchzenden Tochter die Worte zu: «Sii onesta!» (Bleibe ehrbar!). Das war der Stoff für die Preisarbeit. Das Bild musste gross und ausdrucksvoll werden.

Alles das erlebte Veruda, als er sein Atelier betrat; er sah nicht die unbeschreibliche Unordnung, die da herrschte. Wie viele Bilder waren hier aufgestapelt! Wieviele Zeichnungen, Pinsel, Kohlenstifte und vor allem Zigarettenstummel lagen herum! Er rauchte leidenschaftlich auch während der Arbeit; fast immer musste der Stummel seine letzte Glut für die neue Zigarette hergeben. Gewöhnlich war ein guter Freund anwesend; denn Veruda blieb während der Arbeit nicht gern allein. Der Freund malte dann entweder für sich oder stand als stiller Betrachter in einer Ecke; oft fiel lange Zeit kein Wort zwischen ihnen, und man hörte bloss das Kritzeln der Kohlenstifte und das Rascheln der Pinsel. Aber wehe, wenn die Arbeit nicht richtig vorwärts kam, dann krachte manchmal die angefangene Leinwand zu Boden, und niemand durfte sie anrühren oder darüber ein Wort verlieren, man konnte ruhig darauf herumtreten. Das Urteil war unwiderruflich gefällt. Und Veruda arbeitete, schon an einem neuen Leinwand.

* * *

Ich erfuhr diese Dinge vor etwa zehn Jahren aus dem Munde des unlängst verstorbenen Marinemalers Ugo Flumiani, der lange Zeit einer der treuesten Arbeitsgefährten im Atelier Verudas gewesen ist. Nicht 1888 und auch nicht 1889, in welchem Jahre das grosse Gemälde «Sii onesta» den Rom-Preis und die Goldene Medaille davontrug und von der Galleria d'Arte Moderna in Rom angekauft wurde, Morelli, von dem wir im hiesigen Revoltella-Museum das Meisterwerk «La preghiera di Maometto» besitzen, äusserte sich über die Zukunft des jungen Preisträgers mit wahrhaft schmeichelhaften Worten. Veruda verbrachte die nächsten zwei Jahre in Rom.

Erst nach seiner Rückkehr also wurde der knirpsige Flumiani der Arbeitsgefährte und für einige Zeit sozusagen der Schatten Verudas. Sie teilten das Atelier in der via degli Artisti. (Parallelstrasse zum Corso Muti). Auch hier standen die Dinge überall am Boden herum. Und niemand durfte etwas anrühren, auch nicht, um eine Reinigungsarbeit vorzunehmen.

Veruda wurde es beim Malen immer warm. Stück um Stück warf er alles weg, was seine Bewegungen behinderte. Zuerst den Arbeitskittel, nachher den Rock; dann kam der Schlips an die Reihe; er öffnete den Kragen und stülpte die Hemdärmel hoch wie ein Schlosser vor der Glut des Schmiedeofens. Die beiden Maler Wostry und Zangrando gehörten in dieser Zeit zu seinem engsten Freundeskreis. Im Circolo Artistico, der 1887 seinen Sitz in die Räumlichkeiten verlegt hatte, in denen sich heute das Ateneo musicale befindet, veranstalteten damals die Künstler viele heitere Feste und die von Giuseppe Caprin, dem Pflegevater der Künstler, eingeführten Samstagsfeiern, bei denen es ziemlich toll herging. Die vier Unzertrennlichen waren fast immer dabei. Es ist kaum auszudenken, wieviel lustige Streiche von diesen vor lauter Uebermut randalierenden Genie-Aposteln ausgeheckt wurden. In solcher Gesellschaft schien auch Veruda seine Melancholie und innere Unzufriedenheit zu vergessen und zu begraben; er wurde leichtblütig, ausgelassen und zügellos.

Diese vier Unzertrennlichen waren auch 1895 in einer sehr ernsten Angelegenheit noch beisammen, als in Triest ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges stattfand. Man veranstaltete eine Ausstellung, in der zwischen den jungen und den älteren Künstlern der Endkampf um den Vorrang ausgetragen werden sollte. Rietti war aus Mailand zurückgekehrt; Veruda, der Preisträger von 1889, Cambon, Crimani und Croatto standen gerüstet im vordersten Treffen.

Schluss des Artikels folgt

«Fondamenta di Burano» (Museum Revoltella Triest)

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Im Gedenken an Dr. Todt

Aus Anlass der dritten Wiederkehr des Todestages Fritz Todts hatte die Ortsgruppe OT der NSDAP zu einer Gedenkstunde in das Deutsche Haus eingeladen. Die Anwesenheit des Gauleiters Dr. Rainer, und zahlreicher Vertreter von Partei, Wehrmacht und Verwaltung unterstrich die Bedeutung der Veranstaltung.

Der Saal trug einen würdigen Schmuck. Prof. Dr. von Gottstein, Hauptbauleiter der OT, hatte als enger Mitarbeiter des verstorbenen Reichsministers die Gedenkrede übernommen. Seine Worte, die von tiefer Begeisterung für den grossen Toten zeugten, liessen das Bild des genialen Baumeisters, der im Frieden wie im Krieg unvergängliche Werke schuf, erstehen. Anschliessend vermittelte der OT-Film «Dr. Todts Berufung und Werk» einen Einblick in das rastlose Schaffen dieses grossen Mannes.

Die feierlichen Klänge ewiger deutscher Musik gaben der Stunde den Rahmen. Unter der Stabführung Prof. R. Moralts wurden Wagners Meistersinger-Vorspiel und die 1. Symphonie von Brahms zu einem Erlebnis.

FRIAUL

Folgenschwere Explosion. Durch die Explosion eines Blindgängers wurden drei, in der Nähe von Artegna beheimatete Kinder getötet. Es handelt sich um den 8jährigen Franco Leva, den 6jährigen Bruno Pascolini und den 9jährigen Guerrino Fabbris.

LAIBACH

Strassenbahnschaffnerinnen eingestellt

Seit einigen Tagen sind in Laibach Strassenbahnschaffnerinnen eingesetzt. Es sind insgesamt 62 Mädchen, die von ihren männlichen Kollegen in ihrer neuen Tätigkeit eingelernt wurden und sich schnell in ihre neue Arbeit gefunden haben. Die Strassenbahnschaffnerinnen sind zum grössten Teil Schülerinnen, aber auch Angehörige anderer Berufe, Kellnerinnen, Näherinnen, usw., die durch eine entsprechende Einschränkung freigemacht werden konnten. Durch ihre Tätigkeit wird eine entsprechende Anzahl von männlichen Arbeitskräften für andere kriegswichtige Arbeiten frei.

VENEDIG

Erweiterung der Volksküchen

Von dem Fürsorgewerk der Gemeinde Venedig werden täglich in Volksküchen 4 000 warme Suppen zum Preis von 4 Lire ausgegeben. Diese Zahl soll im März auf 30 000 erhöht werden.

Laut Verfügung des Provinzchefs wurde den Familienangehörigen nach vorübergehender Unterbrechung die Ausgabe von Mahlzeiten an Pensionsgäste wieder gestattet. Die Garküchen, die bisher geschlossen waren, nehmen sofort ihrer Tätigkeit wieder auf. Preise und Qualität der ausgegebenen Speisen werden von Sepral festgesetzt. Die Leiter der Garküchen sind für Kriegsdauer zu kommissarischen Geschäftsführern ernannt.

Verpflichtung zur Postbeförderung

Laut Verfügung des italienischen Verkehrsministers sind Lastkraftfahrer, die nicht in militärischem Auftrag fahren, verpflichtet, auf Anfrage der Post- und Telegraphenämter hin Briefe und Paketpost zu befördern, und zwar bis zu 5% des Laderaums.

Lektüre in Bildern

Wir zeigen hier einige charakteristische Köpfe aus dem gemischten Chor und der Tanzgruppe der auf Kriegsdauer im Adriatischen Küstenland angesetzten Kuban-, Terek- und Donkosaken. Ueber ihre mit grossem und ausserordentlich herzlichem Beifall aufgenommenen Vorführungen im Triester Rossetti-Theater haben wir bereits kurz berichtet. Doch nicht nur als Laienkünstler, sondern auch als Menschen scheinen sie uns der Mühe wert, sich mit ihnen ein wenig mehr zu beschäftigen, zumal dies ein flüchtiger Abend im Rampenlicht zulässt. Standen sie doch auf der Bühne genauso als Exponenten eines Volkes, über das sich gerade in diesen Wochen die Welt den Kopf zergrübelt. Und kaum vieles dürfte aufschlussreicher sein, als in Gesichtszügen zu lesen. Denn diese Menschen, unter den ungezählten Tausenden, die lieber ihre Heimat verliessen als noch einmal all der Segnungen des Bolschewismus teilhaftig zu werden, tragen mit dazu bei, die ganze Tragödie ihres Volkes uns begreiflich zu machen.

Lesen Sie dazu auch unseren heutigen Leitartikel!

Der Junge mit den zwei Müttern

Eine Erzählung von Emil Merker

Unsere bürgerliche Gesellschaftsordnung ist ein welträumiges Netz, in dessen Maschen auch einigermassen verwickelte menschliche Verhältnisse Platz finden. So soll es ja auch sein! Wie könnte ein grobes, von Menschenverstand ausgeklügeltes System sich anmassen, alle gedeihlichen Lebensmöglichkeiten zu erfassen?

Da ist zum Beispiel die etwas absonderliche Beziehung dieser drei Menschen in unserem Dorfe zueinander, des Jungen und der beiden ihn betreuenden Frauen. Dieses Verhältnis ist kein Geheimnis; es ist ein allgemein bekannter Sachverhalt, mit einem gewissen, der Achtung nicht entbehrenden Schmunzeln von jedermann hingenommen.

Der Junge ist der schlanke, siebzehnjährige Gerd Springer aus dem Löwenwirtshaus im Mitteldorf. Die Löwenwirtin ist die eine Mutter, doch nur die falsche. Freilich, hörte sie dies Wort, sie würde sich in ihrer vollen Stattlichkeit aufrichten und protestieren: Falsch sei an ihr ihr Leben lang noch nichts gewesen, am allerwenigsten ihr Verhalten zu dem Jungen! Die echte regelrechte Mutter ist ihre Dienstmagd, die Katharina Springer. Es soll auch mitunter zwischen den beiden eine diesen Punkt betreffende Auseinandersetzung geben, in deren Verlauf die Springer, ein paar Biergläser aus dem Spülschaff mit klirrendem Nachdruck auf die Zinkblechtheke setzend, zu bedenken gibt, dass schliesslich und endlich eben doch sie es gewesen sei, die den Jungen in die Welt gesetzt habe. Dann beginnt der volle Busen der Löwenwirtin erregt zu wogen und sie fragt etwas bebend, von wessen Geld er studiere? Von wessen Geld herausstaffiert er einhergehe? Wessen Kost er seine roten Backen und starken Glieder verdanke? Worauf wieder die Katharina mit flinker Zunge bemerkt: Von wessen Geld? Doch wohl von dem seines rechtmässigen Vaters!

Der aber eben ihr Mann gewesen sei, blitzt die Löwenwirtin sie ab. In der Mitte zwischen beiden steht der Junge und lacht nur. Streckt gleichsam seine zwei Hände nach den zwei Seiten und verbindet. Und der Haushalt läuft nach ein paar von beiden Teilen noch hingeworfenen mürrischen Wortbrocken einträchtig weiter.

Es ist, wie die Löwenwirtin sagt: Gerd ist ein schmucker Junge und das ganze Dorf hat seine Freude an ihm. Er studiert an einer der Mittelschulen in der benachbarten Stadt, mit der uns die Bahn verbindet. Aber er benützt diese kaum. Er geht und kommt, ob die Sonne scheint, ob es wettert, zu Fuss. Ich begegne ihm nicht selten. Ehe ich ihn sehe, höre ich ihn. Denn fast immer singt oder pfeift er auf seinem Weg: knorrige, alte Landknechtlieder, deren harten Marschtakt seine Nagelschuhe mithämmern. Ich gehe absichtlich langsam, um noch ab und zu einen Liedfetzen hergetragen zu bekommen und habe ein Lächeln um den Mund.

Er ist Jugendturnwart, hat die Buben des Dorfes, die lausigen sechs-, achtjährigen bis hinauf zu den prahlerischen vierzehnjährigen unter sich, hält darauf, dass es zackig zugeht in den Turnstunden, führt die Heimabende, dass die Buben nicht nachhause wollen, wenn es aus ist, und macht sie alle zu so hellen und mutigen Kerlen, wie er selbst einer ist.

Beim letzten Turnfest im Sommer hat er besondere Auszeichnungen davongetragen. Stand wie eine Kerze sekundenlang im Handstand auf dem Barren, schwang sich an der knarrenden und ächzenden Reckstange, schoss wie ein Pfeil über das Pferd. Die beiden Mütter sassen im Schatten der blühenden Akazien auf ihren Bänken, aufgebläht und aufgeblustert vor Stolz; die Löwenwirtin im Schwarzseidenen, von Zeit zu Zeit sich über die Augen wischend, die Springer vor Hochmut steil aufgerichtet und kaum zu sprechen imstande. Dies ist vielleicht das Respektabelste an Gerd, dass er, obzwar er zwei fürsorgegierige Mütter hat, die einander zu übertrumpfen suchen, doch kein verzärteltes Muttersöhnchen geworden ist, vielmehr mit gutem Humor zu verhindern weiss, dass ihre Mütterlichkeit allzusehr ins Kraut schiesst.

Doch genug von Gerd und seiner funkelnden Jugend; nun etwas von seinen beiden Müttern, besonders der falschen.

Vor zwanzig und etlichen Jahren führte sie der damals schon stämmigfeiste Löwenwirt, gleichzeitig Metzger und Selchermeister, als Ehefrau in sein Haus. Sie überragte den untersetzten, stiernackigen Gatten, dessen Aeuglein aus einem runden, von zahllosen blauroten Aederchen durchzogenen Gesicht vergnügt in die Welt blinzelten, um Hauptteslänge. Durch mehr als neun Jahre war sie ihm, ihre pompöse Figur stets von einer raschelnden weissen Krausenschürze umgeben, eine untadelige Hausfrau und Hilfskraft in Fleischbank und Schankstube. Nicht weiter zimperlich verstand sie doch stets mit einem munteren Wort, einem nicht immer sanften Klaps ihrer arbeitskräftigen Hände unziemliche Reden und Zugriffe mit klipp und klarer Entschiedenheit abzuwehren. Sparsam und haushälterisch, wenn auch nicht gerade knauserig, ohne viel Spekulation, aber immer nach dem Rechten sehend, vergrösserten die beiden ihren Besitz von Jahr zu Jahr.

Aber das Schicksal vergisst niemand. Nach den besagten friedlichen neun Jahren trat es auf den Plan und zwar in Gestalt eines neu aufgenommenen Fleischerlehrburschen. Es war nichts besonderes an ihm, nur dass er ein blonder Lackel war mit prächtigen Gliedmassen. Aber von der Stunde an, da er über die Schwelle trat, stand die Frau in Flammen. Der Junge war vorerst dumm und merkte nichts. Auch der Löwenwirt war dumm und merkte nichts. Aber die Frauen, die Frauen, die morgens um ihr Schöpsernes und Schweinernes, Rindfleisch und Suppenknochen, nachmittag um Knakker, Sulz und Extrawurst kamen, merkten die Blässe, die über das Gesicht der Frau ging, wenn der Bursch in den Laden trat, merkten, dass es in ihrer Stimme zitterte, wenn sie noch nach den Wünschen fragen musste, weil sie sie das erstemal nicht aufzufassen imstande war. Sie säbelte den Schinken ab, sie hieb mit gewohnter Energie auf dem Hackstock die Kotoletts zurecht und schwappte das Verlangte auf die Marmorwage.

Sie wurde auch im Haus nicht gesprächiger in dieser Zeit, im Gegenteil, ihr Wesen wurde eher rescher und barscher. Sie suchte unter absichtlich herausgekehrter Schroffheit zu verstecken, wie es um sie stand. Sie wagte nicht den Burschen anzusehen, aus Furcht, man müsse es, wenn sie nur die Lider hebe, in ihren Blicken lodern sehen. Sie sah finster über ihn hinweg, an ihm vorbei. Nur dass sie noch saftiger und würziger kochte als bisher, dass immer ein halbdutzend frischgewaschener Schlächterschürzen und -jacken bereitlagen, dass der Bursche herging, nicht wie ein Schlächtergesell, sondern wie ein Konditor.

Und allmählich erwacht in ihm der Knabe zum Mann, er begann den Gluthauch zu spüren, der von der Frau ausging und wurde gleichfalls von ihm versengt.

Und nun war es ein seltsames und vergnügliches Schauspiel für das ganze Dorf, dass sich die beiden noch immer unerkannt und unbeargwöhnt glaubten. Und mit ihnen auch der Löwenwirt selbst, der nach wie vor harmlos und guter Dinge seinen Gästen die überschäumenden Gläser zutrug und in fröhlich meckernder Unbefangenheit wie in einen guten Spass mit einstimmte, wenn man anspielende Worte fallen liess. Er fuhr nach wie vor, vergnügt mit Peitsche und Zunge schnalzend halbe Tage lang mit seinem Steirerwagel über Land, Schweine und Kälber einzukaufen, indes die beiden daheim in ihrer Leidenschaft verbrannten. Aber eines Tages hielt auf der Heimfahrt nicht er die Zügel, sondern der Knecht des Rauherhofes, in dem er wegen Jungvieh vorgesprochen hatte. Er selbst lag im hinteren Teil des Wagerls, in dem sonst das blökende und quiekende Getier stand: mit blaurotem Gesicht, Kopf und Augen seltsam nach der Seite gedreht, bewusstlos. Der Schlag hatte ihn getroffen. Er starb noch in der gleichen Nacht.

Die Witwe ging im Trauerstaat hinter dem Sang, sie hielt auch das Taschentuch vors Gesicht, doch wohl mehr vor Scham als vor Schmerz. Die Verbliebenen brachten es nicht über sich, das übliche Trauerjahr zu warten. Kaum drei Monate waren verstrichen, da wurde die Hochzeit ausgeboten.

Hat der Volksmund mit seiner Redensart, dass alles früher oder später mit gleicher Münze zurückgezahlt werden muss, doch recht? Nach ein paar Jahren wilder Glut (Kinder kamen auch in dieser Ehe nicht), nach ein paar Jahren, während welcher sich die Wirtin kaum mehr im Laden und keinesfalls mehr in der Schankstube sehen liess, in denen sie geblendet von ihrer Leidenschaft kaum einen Blick für anderes freizuhaben schien, wiederholte sich das Spiel von ehedem, nur jetzt in umgekehrter Richtung. An Stelle der einäugigen, schon als die junge Frau ins Haus gekommen war, schiefen und lendenlahmen Aloisa Huber, die nun zu einer Verwandten ins Nachbardorf zog, dort ihre alten Tage zu verbringen, kam eine neue Magd ins Haus, die Katharina Springer. Sie war, wenigstens nach der befriedigten Feststellung der Frau, die sie mit Bedacht ausgewählt hatte, keine verführerische Person, vielmehr hager und mager und konnte neben der reifen Fülle der Wirtin nach deren eigenem Dafürhalten wohl nicht in Betracht kommen. Immerhin, sie hatte eins voraus, ihre Jugend.

Nach kaum einem halben Jahr fühlte sich die Springer schwanger.

Was sich an verzweifelter Eifersucht hinter den vier Mauern abgespielt haben mochte, lässt sich ahnen, bedenkt man, wie innerlich verbrannt die Wirtin vom ersten Anblick ihres jetzigen Mannes gewesen war. Jedenfalls die Springer, ob gehalten von dem Mann, ob von ihrer eigenen Leidenschaft, wich trotz des schweren Standes, den sie im Hause haben mochte, nicht von der Schwelle.

Niemand kann sagen, wie sich das Verhältnis dieser drei Menschen weiter gestaltet hätte, wenn nicht von aussen her ein entscheidender Trennungsschnitt geführt worden wäre. Der Krieg brach aus, der Wirt musste einrücken.

Ein nicht zum Militärdienst eingezogener Fleischer des Nachbardorfes besorgte von nun an Einkauf und Schlachtung, die beiden Frauen aber standen in Fleischbank und Gaststube, hackten aus und versahen den Ausschank, indes der Leib der jüngeren immer höher schwoll. Dass diese Sachlage in der Löwenwirtschaft das allgemeine Interesse des Dorfes nicht in dem Masse beschäftigte wie sonst, ging auf das allgemeine Weltgeschehen zurück.

Und auch im Haus selbst mochten die täglich sich mehrenden Sorgen und Arbeitsobliegenheiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend derart in Anspruch nehmen, dass nicht viel Zeit und Lust zu Zank und Hader blieb. Ohne viel Hebammen oder gar Arzteshilfe gebar die Springer, als ihre Stunde gekommen war, einen kräftigen Jungen; ohne viel Lamento und Aufhebens, der Notlage der Zeit entsprechend sozusagen nur nebenbei und in aller Eile.

Auch die Kriegsereignisse nahmen inzwischen ihren weiteren Verlauf, der Gatte und Vater schrieb getreulich und unentwegt an seine beiden Frauen Feldpostkarten und Briefe, keine ein Wort mehr als der andere. Und einmal schrieb er aus dem Spital einer benachbarten Stadt, dass man ihn dort besuchen kommen solle.

Es fuhr vorerst die Wirtin, die die Springer sah ein, dass jemand daheim bei Geschäft und Kind bleiben musste.

Aber die Löwenwirtin kam zurück, das Gesicht in strenge Falten gelegt. Sie erklärte, ohne viel viel auf Erörterungen gelegt, dass sie schon morgen, beide, der Junge inbegriffen, wieder hinfahren müssten. Der Mann wolle es so.

Sie kamen zu einem Sterbend.

Seither sind die Verhältnisse in der Löwenwirtschaft unverändert geblieben, nur dass der Junge von Jahr zu Jahr einen Kopf grösser wird. Die Frauen können voneinander nicht los und denken auch längst nicht mehr daran, die Springer von der Wirtin zu trennen, weil diese das Geld hat, mit dem sie für den Jungen sorgt, als er es der eigene. Die Wirtin aber der Springerin nicht, weil dieser Kind hat, das ihrem eigenen versagt war. Und schliesslich haben sich beide derart aneinander gewöhnt, dass sie ernstlich an nicht mehr auseinander denken. Geht es ja noch manchmal auf hart, wenn der Junge kommt, schlichtet sich alles selbst bald wieder zu einem gedeihlichen Arbeitsfrieden. Sie gehen ein, es muss schliesslich gehen beiden die Freude vergehen, wenn die andere sich aufdem neu aufsprießenden Lebe freut.